

## INHALT

### ARTIKEL

**Jörn Happel**

**Wo liegt Britsch-Mulla?**

Über sowjetische Lebenswelten und die Grammatik eines Ortes **103**

**Tobias Haberkorn**

**Clara Zetkin, Russland und die deutsche Sozialdemokratie 1880 bis 1900** **120**

**Maria Neumann**

**In zweifelhafter Gesellschaft?**

Adolf Arndt und August-Martin Euler –  
Zwei vergangenheitspolitische Akteure der ersten documenta 1955 **139**

### REZENSIONEN

#### Allgemeines

**Martin Schulze Wessel: Der Fluch des Imperiums. Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte.** München 2023

(Martin Aust) **161**

**Dietrich von Engelhardt: Medizin in Romantik und Idealismus. Gesundheit und Krankheit in Leib und Seele, Natur und Kultur.**

4 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 2023  
(Florian G. Mildenberger) **163**

#### Altertum · Mittelalter

**Richard Talbert/Lindsay Holman/Benet Salway (Hrsg.): Atlas of Classical History. Revised Edition.** London 2023

(Hendrik Müller) **165**

- Stephan Pongratz: Gottes Werk und Bosos Beitrag. Die Bewältigung des Alexandrinischen Schismas (1159–1177) in den Papstvitien des Kardinal Bosos.** Wien/Köln 2023  
(Roman Tischer) 166
- Hans-Werner Goetz (Hrsg.): Kontroversen in der Jüngerer Mediävistik.** Wien/Köln 2023  
(Bea Lundt) 168
- Neuzeit · Neueste Zeit**
- Andrea Kirchner (Hrsg.): Von Konstantinopel nach Genf. Quellen zum Wirken Richard Lichtheims.** Göttingen 2022  
**Andrea Kirchner: Emissär der jüdischen Sache. Eine politische Biografie Richard Lichtheims.** Göttingen 2023  
(Max Bloch) 170
- Thilo Schulz: Alfred Rothstein (1892–1960). Armut, Ausgrenzung, Überleben. Eine jüdische Biografie.** Göttingen 2023  
(Horst Thum) 172
- Jasmin Welte: Helmut Berve und die Alte Geschichte. Eine deutsche Biographie.** Basel 2023  
(Matthias Willing) 174
- Dennis Werberg: Der Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten. Eine Veteranenorganisation und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus.** Berlin 2023  
(Klaus-Peter Friedrich) 176
- Dorothy Thompson: „Ich traf Hitler!“ Der Reportage-Essay von 1932.** Hrsg. von Oliver Lubrich. Wien 2023  
(Kai Sammet) 178
- Lion Feuchtwanger: Bin ich deutscher oder jüdischer Schriftsteller? Betrachtungen eines Kosmopoliten.** Mit bislang unveröffentlichten Texten. Hrsg. von Nele Holdack, Marje Schuetze-Coburn und Michaela Ullmann. Berlin 2023  
(Wolfgang Benz) 180
- Thomas Großbölting: Alfred Müller-Armack. Die politische Biografie eines Ökonomen.** Münster 2023  
(Holger Czitrich-Stahl) 182

- Carola Sachse: Wissenschaft und Diplomatie. Die Max-Planck-Gesellschaft im Feld der internationalen Politik (1945–2000).** Göttingen 2023  
(Reinhard Mehring) **184**
- Alexander Kraus/Christoph Lorke (Hrsg.): Zeitgenössische Kunst fördern und vermitteln. Neugründungen von Kunstvereinen in der Bundesrepublik nach 1945/49.** Hannover 2022  
(Theresa Angenlahr) **186**
- Carl Schmitt – Dietrich Braun: Erst Leviathan ist der Ausdruck vollendeter Reformation. Briefwechsel 1963–1966.**  
Hrsg. v. Martin Braun, Matthias Eichhorn und Reinhard Mehring.  
Berlin 2022  
(Peter Steinbach) **188**
- Nikita Vasil'evič Petrov: Vremja Andropova.** Moskau 2023  
(Wladislaw Hedeler) **190**
- Judith M. Hughes: The Perversion of Holocaust Memory. Writing and Rewriting the Past after 1989.** London u. a. 2022  
(Irina Rebrova) **192**

DIE AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES:

**Jörn Happel**, Prof. Dr., Geschichte Osteuropas und Ostmitteleuropas, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg

**Tobias Haberkorn**, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen im Rahmen des DFG-Projektes „Clara Zetkins Bildungspolitisches Wirken in der Sowjetunion“

**Maria Neumann**, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am documenta Institut, documenta und Museum Fridericianum gGmbH, Kassel

**Theresa Angenlahr**, M. A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Friedrich-Meinecke-Institut, FU Berlin

**Martin Aust**, Prof. Dr., Geschichte und Kultur Osteuropas, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

**Wolfgang Benz**, Prof. Dr., Berlin

**Max Bloch**, Dr., Köln

**Holger Czitrich-Stahl**, Dr., Glienicke

**Klaus-Peter Friedrich**, Dr., Marburg

**Wladislaw Hedeler**, Dr., Historiker und Publizist, Berlin

**Bea Lundt**, Prof. Dr., Berlin

**Reinhard Mehring**, Prof. Dr., Institut für Gesellschaftswissenschaften, Pädagogische Hochschule Heidelberg

**Florian G. Mildenberger**, Dr., Berlin

**Hendrik Müller**, Prof. Dr., Hochschule Fresenius Hamburg

**Irina Rebrova**, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin

**Kai Sammet**, Dr., Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf

**Peter Steinbach**, Prof. Dr., Wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin

**Horst Thum**, Dr., Gymnasiallehrer i. R., Hannover

**Roman Tischer**, Referent beim Cusanuswerk, Bonn

**Matthias Willing**, Dr., Marburg

Jörn Happel

## Wo liegt Britsch-Mulla?

Über sowjetische Lebenswelten und die Grammatik eines Ortes<sup>1</sup>

*Дружба народов* – die Völkerfreundschaft. Angesichts von Russlands Krieg in der Ukraine mag man kaum noch daran glauben, dass es jemals wieder eine Freundschaft unter den drei ostslawischen Völkern wird geben können. Doch wurden mehrere Generationen in Ostmittel- und Osteuropa im Glauben an die Völkerfreundschaft erzogen. Sie wurde beschrieben und besungen. Sie wurde rhetorisch verinnerlicht. Sie aufzuspüren ist Ziel dieses Beitrags, der sich einer Suche nach einem Ort *süßen und leidenschaftlichen Gifts* anschließt. So lautet die Beschreibung des Ortes im Refrain des sowjetischen Jugendlieses Брич-Мулла / *Britsch-Mulla*.<sup>2</sup>

Tatjana Nikitina und ihr Mann Sergej Nikitin sangen 1980 dieses bis heute populäre Pionierlied – das zugrunde liegende Gedicht hatte der sowjetische und russische Biologe und Poet Dmitrij A. Sucharev (geb. 1930 in Taschkent) verfasst. Das Sängerpaar selbst steht für eine typische sowjetische Verbindung: Tatjana wurde 1945 in Stalinabad/Duschanbe in der Tadschikischen Sowjetrepublik geboren. Sie ist eine sowjetisch-russische Sängerin im Genre des Autorenlieds. Ihr Mann Sergej erblickte 1944 in Moskau das Licht der Welt. Er ist ein sowjetisch-russischer Komponist sowie Singer-Songwriter. Das Lied der beiden erzählt von einer mehrfachen Reise nach Britsch-Mulla. Im Refrain wird betont:

Сладострастная отрава – золотая Брич-Мулла,  
Где чинара притулилась под скалою, – под скалою ...  
Про тебя жужжит над ухом вечная пчела:  
Брич-мулла, Брич-Муллы, Брич-Мулле, Брич-Муллу, Брич-Муллою.

- 1 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 426152242. Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die ausgearbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung vom 9. Mai 2022 als Professor für Geschichte Osteuropas und Ostmitteleuropas an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg. Die Beschäftigung mit historischen Lebenswelten habe ich von Heiko Haumann gelernt. Ihm ist dieser Artikel gewidmet. Unsere Abmachung gilt: „immer weiter mit den Lebenswelten...“
- 2 Vgl. den Liedtext im Anhang.

*Süß-leidenschaftliches Gift: goldenes Britsch-Mulla,  
 Wo die Platane unterm Felsen wächst – unterm Felsen ...  
 Über Dir summt am Ohr die immerwährende Biene*<sup>3</sup>:  
*Britsch-Mulla [Nom.], Britsch-Mullas [Gen.], für Britsch-Mulla [Dat.], nach Britsch-  
 Mulla [Akk.], wie/mit/als Britsch-Mulla [Instr.]*

In dem leicht kitschigen Lied geht es um einen jungen Mann, der sich an seine Kindheit erinnert. „Ich war ein kleiner Junge, und hörte in den Jahren viele Male Mutters Erzählungen über den großen, grünen Berg Čimgan, Ich hörte, wie in einer Tarantas Kinder nach Britsch-Mulla gebracht worden sind. Die Tarantas, eine Kutsche, nannten wir Arba“ – eine türkische Bezeichnung der zweirädrigen Karren im vorrevolutionären Russländischen Imperium.

Der junge Mann begibt sich in seine Traumwelt. Er erkennt sein Schicksal. Er sieht, wie ein Esel vor seine Kutsche gespannt wird, wie die Berge vor ihm thronen, ihn locken. Nun, am vermeintlichen Wendepunkt seines Lebens, spürt er die Jahre allzu schnell vergehen – *Gespräche leer wie der Rauch* hat er erlebt, weswegen er Moskau in stürmischem Aufbruch verlässt – den Ort, an dem sein Leben verrauschte: die sowjetische Hauptstadt. Er nimmt Schulden für die Reise auf und begibt sich mit seiner Frau in Richtung Čimgan. In die Peripherie geht es. Verschuldet, aber dem Leben sich öffnend – an die Hauptstadt mit seinen Schulden gekettet, jedoch auf dem Weg in die Ferne, in die Freiheit. Dies ist ein Beispiel unter so vielen, dass sich die Geschichte Russlands und der Sowjetunion an der Peripherie offenbart, nicht nur in den wenigen Zentren.

Das Leben, sein weiteres Schicksal überträgt der Erzähler einem Esel – dem Experten Turkestans: *Išaku znatoku Turkestana*. Welch Ironie! Der Esel als wahres Steppentier, das störrisch durch Turkestan trabt, ist es nun, der das Leben eines Aussteigers aufnehmen soll.

Die Erzählung wird fantastisch. Auf der Moskauer *Krimskij most* schmerzt die Brust des Erzählers, im Nebel und Regen schaut er wirr – es wird ein Traumbild entworfen. Die Kutsche wird zum Wohnwagen. Das Paar bekommt Kinder. Sie sind in Budapest, in Kaluga, in Paris, in Gel-Gju – Letzteres unterstützt in der Erzählung des Liedes die Fiktion: Es handelt sich bei Gel-Gju um eine fiktive Stadt im fantastischen Roman „Wogengleiter“ (*Beguščaja po volnam*) des russischen Autors Alexander Grin aus dem Jahr 1928.<sup>4</sup>

3 Man kann hier lesen, dass sich der Klang des Ortsnamens derart mit dem Bienensummen überlagert, dass Biene und Brič-Mulla im Grunde untrennbar werden: Das Summen jeder Biene, die man hört, klingt wie das Wort Brič-Mulla. Wie die Berge begleitet es überallhin – es muss im Grunde eine Erinnerung sein. Im Instrumental (Brič-Mulloju) wird diese Verbindung der Biene und des Ortes nochmals betont: Das Summen der immerwährenden Biene klingt wie (all die Stadtgeräusche von) Brič-Mulla.

4 Alexander Grin, *Wogengleiter*. Mit einem Vorwort von Leonid Borissow, Frankfurt a. M. 1991.

Hier ist ein Held ebenso auf der schicksalhaften Reise in das Geheimnisvolle, das Un-ergründbare – auf der Suche nach der Sehnsucht, nach der Liebe.

Schließlich ein Ende, wie es auch im *Wogengleiter* beschrieben wird: Ein Schiffbruch. Auf Kamtschatka stürzt der Esel, die Kinder schreien, der Erzähler singt unbeirrt sein Lied weiter, während der Čingan ihm leuchtet. Alles ist wunderbar – der Erzähler ist angekommen! Ist er es?

Der Autor Sucharev stellt uns bei der Suche nach dem Ort vor ein Rätsel. Zum einen ist es die fantastische Geschichte eines Traumbilds in Anlehnung an Grins Roman. Zum anderen weiß man gar nicht, wie man nach Britsch-Mulla gelangen kann. Wo liegt der Ort?

Meine Reise nach Britsch-Mulla wird mehrere Umwege aufweisen. Wir können eingangs jedoch festhalten: Das Lied ist eine Anrufung Britsch-Mullas. Der Ort wird durch seine beharrliche Nennung vergegenwärtigt, ohne beschrieben zu werden.<sup>5</sup> Wir hören von dem fantastisch anmutenden Berg Čingan (tatsächlich liegt der Berg 80 km östlich von Taschkent und ist über 3300 m hoch), aber Britsch-Mulla bleibt *süß-leidenschaftliches Gift*. Benannt werden topografische Eckpunkte. Die werdende Familie reist von Moskau über Turkestan, Budapest, Kaluga, Paris und Gel-Gju nach Kamtschatka. Britsch-Mulla erreicht sie nie. Die Anrufung des Ortes zieht sich durch das Lied. Eine Ortlosigkeit besteht jedoch: „Как Чимганские горы царят впереди, И зовут, и сверкают чеканно / wie die Chimganischen Berge vor mir thronen, Und rufen und klar glitzern.“ „Vperedí“ kann auch zeitlich verwendet werden und „künftig“ bedeuten. Eine Unerreichbarkeit? Der Ort liegt noch „vor mir“. Assoziationen werden erweckt, die Erinnerungen an eine frühere Zeit evozieren.

Nicht nur die Toponyme verweisen auf den Ort der Inspiration, auch die Pflanzen und Tiere und Gegenstände. Diese Begriffe lassen sich nicht leicht zuordnen, dienen aber der Charakterisierung der Umgebung, der Lebenswelt des Erzählers. Während Platanen, Felsen, eine turkestanische Kutsche, Esel und Eis sich deutlich verorten lassen, dienen Bienen, Rauch, Nebel und Regen eher der Unbestimmtheit und erleichtern es, Moskau und Britsch-Mulla ineinander zu verschieben. Wie dem auch sei: Durchschritten wird die Sowjetunion.

Die Anrufung Britsch-Mullas folgt keinem Selbstzweck. Sie dient dem Autor und dem Sängerpaar als notwendige Neuvermessung des Landes, in dem sie 1980 leben. Es ist die Wiedererlangung, eine Rückkehr, ja eine Landnahme. Der Erzähler muss das Land in sein Leben reintegrieren. Dies geschieht durch die Nennung bestimmter

5 Bei der Analyse des Gedichtes „Rückkehr (*Powrót*)“ von Adam Zagajewski geht der Slavist Daniel Henseler ähnlich vor. Ich beziehe mich in diesem Abschnitt auf seine Methode, aus poetischen Werken mittels dichter Beschreibung die Aneignung von Orten zu identifizieren. Vgl. Daniel Henseler, *Die Stadt schreiben. Adam Zagajewskis dichterische Wiederaneignung Krakaus*, in: Jörn Happel/Christophe von Werdt (Hrsg.), *Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe*, Wien 2010, S. 293–312.

Orte in der Sowjetunion. Die gleichwohl ins Fantastische mit Gel-Gju übergehen oder mit Paris oder Budapest außerhalb der sowjetischen Grenzen liegen. Ein wahres Traumbild – in einer Zeit, in der Paris genauso unerreichbar ist wie Alexander Grins Gel-Gju.

Das Lied ist überhaupt als ein Zeugnis einer Suche konzipiert, die mehr als nur eine *topografische* ist. Der Erzähler ist auf einer zweifachen Suche: erstens nach einem aus früherer Zeit bekannten Ort und den damit verbundenen Erlebnissen und Erinnerungen; zweitens aber auch nach der schöpferischen Tätigkeit, dem Gesang – nach all den leeren Gesprächen in Moskau. Als ob nur noch im Singen die Leichtigkeit des Reisens durch eine fantastische Sowjetunion möglich erscheint.

Das in dem Lied entworfene Land hat es nur im Gesang gegeben. Mit dem Singen, in diesem Sinne mit der performativen Aufführung des Lieds blüht das Land erst auf. Das Ende des Lieds gibt darauf einen metapoetischen Hinweis. Zugleich wird hier der Gegensatz tot – lebendig gegeben: der ertrinkende Esel versus die laut aufschreienden Kinder und das Lied des Erzählers, das damit für das Leben steht. Die vorgestellte Karte der Sowjetunion kann nur dann existieren, wenn sie besungen wird, wenn sie durch die dazugehörigen Assoziationen und Erlebnisse, das heißt letztlich: durch das Leben konkretisiert wird – wenn sie belebt wird. Der Gesang und das Beschwören Britsch-Mullas löst Erinnerungen aus und wird zu einer Suche nach einem Neuanfang. Die Reise nach Britsch-Mulla wird zu einem (Neu)Beschreiben, zum „Erscheinen des Ortes“. Britsch-Mulla muss nicht erreicht werden, um uns Zuhörerinnen und Zuhörer von seiner Existenz zu überzeugen. Im ewigen Summen der Biene existiert der Ort – die Bienen summen ihn uns ins Ohr, quasi als Pendant zu: Die Spatzen pfeifen es von den Dächern.

Das Lied dient mir als Quelle, deren fiktionale Beschaffenheit selbstverständlich besondere methodische Verfahren erfordert. Es ist Ausgangspunkt meiner Überlegungen, die unter dem Eindruck des russischen Krieges gegen die Ukraine geschrieben worden sind und auch die Wurzeln dieses Konflikts suchen wollen. Ich plädiere dafür, auf die im Lied beschriebene Atmosphäre, das Milieu, die Themen der Zeit zu schauen – somit auf eine Sowjetunion um das Jahr 1980. So können wir die Ereignisse, die uns heute sprachlos machen, leichter verstehen lernen. Aber wir müssen uns vor uns selbst in Acht nehmen: Wir dürfen nicht das schlicht Geschehene nur nachvollziehen und das eine aus dem anderen erklären. In seiner Basler Abschiedsvorlesung vom 2. Juni 2010 forderte Heiko Haumann, man solle auch „die Bedingungen des Möglichen und Handlungsspielräume untersuchen, die Alternativen, die zunächst nicht ausgeführt worden sind, aber an denen angeknüpft werden kann.“<sup>6</sup> Im Sinne

6 Heiko Haumann, Revolutionen. Zum Zusammenhang von Lebenswelt und Geschichte, in: ders. (Hrsg.), Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Köln u. a. 2012, S. 159–180, hier S. 171.



des Philosophen Walter Benjamin könnte dies lauten: „Im Vergangenen den Funken Hoffnung anzufachen“ – „die Geschichte gegen den Strich bürsten“.<sup>7</sup>

Mit Blick auf das Lied hilft beim Gegen-den-Strich-Bürsten die russische Grammatik. Im Refrain werden fünf Handlungsspielräume eröffnet. Einen sechsten Fall, die Alternative, müssen die Zuhörerinnen und Zuhörer für sich selbst herleiten. Konkret bedeutet dies: Das Russische weist sechs Fälle auf, zwei mehr als im Deutschen. Im Nominativ auf die Frage Was? – *Britsch-Mulla*; im Genitiv auf die Frage Wessen? – *Britsch-Mully*; im Dativ auf die Frage An wen? – *Britsch-Mulle*; im Akkusativ auf die Frage Wohin? – *Britsch-Mullu*; im Instrumental auf die Frage Wozu? – *Britsch-Mulloju*. Doch der 6. Fall, der Präpositiv, mit der Frage Wo? fehlt im Lied; verwiesen wurde bereits auf die Unklarheit des Ortes beziehungsweise dessen Übergang ins Fiktionale. *V Britsch-Mulle* müsste es also heißen. Die Fragen lauten folglich: Wo liegt Britsch-Mulla? Warum hat man den 6. Fall ignoriert, wenn schon Britsch-Mulla in fünf Fällen dekliniert wurde? Ist der Präpositiv hier und im Allgemeinen unwichtig? Oder ist er allen Zuhörerinnen und Zuhörern bekannt? Versagt die bereits geschilderte Anrufung des Ortes an der Nicht-Ortbarkeit Britsch-Mullas?

Was ist Britsch-Mulla?

Zunächst ist Britsch-Mulla (uzb. *Burchmullo*) ein kleines Dorf in Zentralasien, in Usbekistan, in der Provinz Taschkent gelegen. Das Dorf ist von der sowjetischen Planwirtschaft in den 1960er-Jahren geschaffen worden. In seiner heutigen Form entstand es durch die Umsiedlung der Bewohner der alten Dörfer, die an den Ufern der Flüsse Koxu und Čatkal lagen und in das Überschwemmungsgebiet des Čarvak-Stausees fielen.<sup>8</sup> Hier leben heute etwa 5000 Menschen. Das Dorf hält Kühe, Schafe, Ziegen und Geflügel. Pferde und Esel werden von den Dorfbewohnern als Transportmittel benutzt. Es gibt mehrere Sanatorien und Erholungsheime. Die Umgebung ist ein beliebter Erholungsort für die Bewohner von Taschkent.

Zu Beginn der 1970er-Jahre war das Dorf als Produkt der sowjetischen Wassergigantomanie entstanden. Es ist Teil einer Vollendung der Sowjetunion zum hydraulischen Imperium.<sup>9</sup> „Der sowjetische Staat investierte auch an seinen Peripherien in den Staudammbau, die Stromnetze, den Wohnungsbau, in die Versorgungsinfrastruktur, in Schulen und Universitäten. Dieser Teil des sowjetischen Projekts war für

7 Ebenda.

8 Vgl. den Eintrag: <https://ru.wikipedia.org/wiki/Бурчмулла> [2. 12. 2022]. Bei den Flüssen Koxu und Čatkal könnte die gemeinsame lautliche Ähnlichkeit zu Kamčatka dazu einladen, das Fantastische im Liedtext weiter zu untermauern.

9 Vgl. Klaus Gestwa, *Die Stalinschen Großbauten des Kommunismus. Sowjetische Technik- und Umweltgeschichte. 1948–1967*, München 2010.

viele Menschen attraktiv, erhielten sie dadurch doch eine Funktion innerhalb des Staatsapparats und im Bildungswesen.“<sup>10</sup>

Die Entstehung Britsch-Mullas fällt in eine Zeitspanne, die manche Soziologinnen und Historiker als die langen 1970er-Jahre bezeichnen. Sie waren eine neue Phase im Leben der sowjetischen Gesellschaft: Das Regime des Ausnahmezustands, der Zwangsmobilisierung der Bevölkerung durch die Herrschenden, des Massenterrors und der Verfolgung war einer passiveren Gewöhnung an die etablierte Ordnung gewichen. Unter dem aus der Ukraine stammenden Leonid I. Brežnev erlebte die Sowjetunion deshalb wohl ihre beste Zeit, in der die Menschen sowohl aus zeitgenössischer wie auch aus späterer Sicht ein relatives Höchstmaß an Wohlstand, Stabilität und Frieden genossen. Demografisch erholte sich die Sowjetunion von den Kriegsfolgen.<sup>11</sup>

Um 1970 war jedoch eine „historische Leerstelle entstanden, die weder vom Glanz der kurzen Vergangenheit noch von der sonnigen Zukunft ausgeleuchtet wurde.“<sup>12</sup> Wenn die 1970er-Jahre Stabilität verhießen, so fehlte ihnen die Strahlkraft eines gemeinsamen Aufbruchs in die Zukunft des Sozialismus. Der Sieg im Zweiten Weltkrieg besaß nun auch nicht mehr die Kraft, entstehende Unzufriedenheiten national-pathetisch übermalen zu können.<sup>13</sup>

Der russische Soziologe Boris Dubin setzte die Grenzen der 1970er-Jahre fast mit der Ära Brežnev gleich – von 1964/65 bis zum Einmarsch in Afghanistan 1979.<sup>14</sup> Dieser Einordnung folge ich. Zwar regierte Brežnev bis zu seinem Tod im Jahr 1982, aber der Afghanistan-Krieg war eine deutliche Zäsur: Jetzt trat die Sowjetunion wieder unmittelbar als Aggressor auf. Ein Aggressor an der Peripherie.

Für das Jahr 1979 machte Frank Bösch eine Zeitenwende aus: Die iranische Revolution oder die erste Weltklimakonferenz waren zwei seiner Beispiele; Philipp Sarasin sah im Jahr 1977 den Start der Gegenwart.<sup>15</sup> So konstruiert die herausgehobenen Jahre in beiden Fällen jeweils erscheinen mögen, stützen die Werke denselben Gedanken.

- 10 Moritz Florin, Zentralasien und die Dekolonisierung der Osteuropaforschung. Gedanken anlässlich des russischen Überfalls auf die Ukraine, in: *Zeitgeschichte online*, 21.4.2022, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/zentralasien-und-die-dekolonisierung-der-osteuropaforschung> [2. 12. 2022]; vgl. Jörn Happel, In the Streets of Kazan. Nationality Problems in the Soviet Union During the 1970s, in: Marie-Janine Calic/Dietmar Neutatz/Julia Obertreis (Hrsg.), *The Crisis of Socialist Modernity. The Soviet Union and Yugoslavia in the 1970s*, Göttingen 2011, S. 156–183.
- 11 Zur Bevölkerungsentwicklung und zur Nationalitätenfrage vgl. Manfred Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991*, München 2022, S. 900–907.
- 12 Stefan Plaggenborg, *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*, Frankfurt a. M. 2006, S. 104.
- 13 Vgl. Ivo Mijnsen, *Russia's Hero Cities. From Postwar Ruins to Soviet Heroarchy*, Bloomington 2021.
- 14 Boris Dubin, *Gesellschaft der Angepassten. Die Brežnev-Ära und ihre Aktualität*, in: *Osteuropa* 57 (2007) 12, S. 65–78, 68 Anm. 4.
- 15 Frank Bösch, *Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann*, München 2019; Philipp Sarasin, *Eine kurze Geschichte der Gegenwart*, Berlin 2021.

Die Generation der in den 1970er-Jahren geborenen Menschen ist jetzt in der Verantwortung, die Herausforderungen der Zeit für die nachfolgenden Generationen anzugehen, Fragen zu beantworten, Weichen zu stellen. Dies betrifft Parlamentsangehörige ebenso wie Universitätsprofessorinnen, Vereinsvorsitzende ebenso wie Hausmänner und -frauen. Die heute in Russland, in der Ukraine, in Belarus in politischer Verantwortung stehenden Frauen und Männer oder diejenigen, die bald aus der zweiten Reihe hervortreten werden, sind Kinder der 1970er-Jahre. Präsident Wolodymyr Selenskyj ist 1978 geboren worden. Diese in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion agierenden Politiker und Militärs erfuhren gemeinsame Prägungen, die sie als Sowjetbürgerinnen und -bürger zusammengeschmiedet hatten, aber die sie als Angehörige verschiedener Ethnien in Ablehnung des Sowjetischen wiederum voneinander entfernten.<sup>16</sup>

Das Lied über Britsch-Mulla besitzt so verstanden eine politische Komponente. Es ist einzureihen in eine große Abfolge von Liedern, Texten, Filmen, die die Völkerfreundschaft in der Sowjetunion betonten, die den Kindern – die in den 1970er-Jahren Geborenen – in ihren Kinderstuben und -gärten eine Welt vorspielten, die so nie existiert hatte: die Leichtigkeit im Umgang mit anderen Völkern sowie die Austauschbarkeit der Regionen und Orte. Es bedarf keines festen Ortes, auf Kamtschatka könne man genauso leben wie in Moskau oder in Kaluga.<sup>17</sup>

Diese Lieder besangen auf Russisch die Einheit des Vielvölkerreichs. Russisch als *lingua franca* der Sowjetunion wurde zur Sprache der Vereinheitlichung aller Lebenswelten im Imperium. Russisch war die Sprache der Zukunft. Russisch war in den Peripherien die Verheißung dafür, im Zentrum gehört zu werden.

In Russlands Hohem Norden etwa waren die Muttersprachen der Völkern im Jahr 1972 sogar vollständig aus dem Unterricht verschwunden.<sup>18</sup> Der Assimilationsdruck war gerade bei diesen kleinen Völkern immens hoch; der Wechsel der Muttersprache zum Russischen ist hierfür ein Ausdruck. Zudem wurde die Effektivität des Russischunterrichts und generell die Verbreitung des Russischen gesteigert, was den Druck auf die Völker weiter erhöhte. Nicht zuletzt wurde stetig mehr in russischer Sprache publiziert.<sup>19</sup> Das Russische wurde zu einem mächtigen Werkzeug der Umformung der Sowjetunion in eine erhoffte friedliche Gemeinschaft unterschiedlichster Nationalitäten.<sup>20</sup>

16 Happel, In the Streets of Kazan.

17 Vgl. Gerhard Simon, Brezhnev's Definite Solution of the Nationalities Problems during the 1970's: There are no Nationalities Problems in the Soviet Union. Presentation at the Frias Conference „The Crisis of Socialist Modernity: China, the Soviet Union and Yugoslavia in the 1970s“, Freiburg, March 2009.

18 Gerhard Simon, Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion, Baden-Baden 1986, S. 287.

19 Ebenda, S. 385–389.

20 Valerij A. Tishkov, Ethnicity, Nationalism and Conflict in and after the Soviet Union. The Mind Aflame, London 1997, S. 85.

Das Ausland bediente seit jeher dieses Muster. Die Sowjetunion war Russland. Die Sowjetbewohnerinnen und -bewohner wurden Russinnen und Russen genannt. Der Vernichtungskrieg, den die Deutschen 1941 in die Sowjetunion trugen, heißt immer noch bei vielen „Russlandfeldzug“. Auch wenn der Kontext der Gegenwart ein anderer ist, haben wir damit der heutigen russischen Propaganda in die Hände gespielt, wenn wir von Russen sprechen und dabei das Vielvölkerreich Sowjetunion oder das heutige Russland meinen. Ein Fehler, den auch die Osteuropawissenschaften leichtfertig machten.<sup>21</sup>

Die Augen verschloss man vor Studien über die Regionen, Provinzen, Peripherien. „Die Geschichte Russlands vollzieht sich im Zentrum, nicht an seiner Peripherie“, belehrte mich vor 19 Jahren ein Vertreter meines Fachs und kanzelte damit mich und meine damals geplante Studie über den zentralasiatischen Aufstand von 1916 ab. Heute haben wir nach vielen Arbeiten über die Peripherien das Zentrum verstanden. Erst das Erlernen der nicht-russischen Sprachen im kaiserlichen, im sowjetischen und neuerlichen russischen Imperium hilft dem Verständnis der Geschichte. Wir müssen in der Forschung die Zentren relativieren, die Peripherien weiter stärken. Wir müssen der Vielsprachigkeit Ostmittel- und Osteuropas bei unserer Arbeit Rechnung tragen.

### Nationalitätenpolitik

Ein Augenmerk der Forschungen gilt seit jeher auch den verschiedenartigen Nationalitätenpolitiken im östlichen Europa. Immer wieder waren es diese Auseinandersetzungen mit nationalen Minderheiten um politische Partizipation, die im 19. und 20. Jahrhundert zu großen Unruhen oder gar Kriegen führten. Dies betrifft alle Staaten Ostmittel- und Osteuropas. In unserem Lied ist die Nationalitätenfrage angesprochen durch eine Verharmlosung des sowjetischen Südens, durch das Exotische, Orientalische, das in der Beschreibung des Čimgans und Britsch-Mullas mitschwingt, mit der Benennung der Kutsche als Arba und des Esels als Ischak. Es schwingt etwas Orientalismus mit, wenn hier das *süß-leidenschaftliche Gift* beschworen wird.

Die 1970er-Jahre waren Jahre der Wiederaneignung der Peripherien. Zentralasien, die Region, in der Britsch-Mulla liegt, wurde von Russland einst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erobert und schrittweise russifiziert. Große Kolonialkonflikte hatte es hier gegeben. Von gewaltigem Ausmaß war der Aufstand von 1916 mit Hunderttausenden Toten. Vor allem die Nomaden hatten sich gegen die russische Kolonialmacht

21 Darüber wird seit Februar 2022 in der deutschsprachigen Osteuropawissenschaft viel diskutiert. Vgl. die Ausgaben der Zeitschrift Osteuropa 72 (2022) 4–5 oder 6–8.

gewehrt, die mit großer Gewalt den Aufstand niederschlug.<sup>22</sup> In den 1930er-Jahren starben Hunderttausende in einer vom stalinistischen Staat vorangetriebenen Hungersnot, wie Robert Kindler eindrucksvoll darstellen konnte.<sup>23</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Kulturkampf in Zentralasien forciert. Doch nach Stalins Tod 1953 beruhigte sich die Lage.

In den langen 1970er-Jahren ist in Bezug auf die Nationalitätenproblematik und -politik eine zwiespältige Umbruchphase auszumachen: Auf der einen Seite wurde den nationalen Republiken und Kulturen vor allem im jeweiligen Kulturbereich eine relative Autonomie zubilligt,<sup>24</sup> andererseits bereiteten die Sowjetherrscher eine erneute Russifizierungspolitik vor. Die Sowjetisierung in Form einer Nationalisierung wurde überall betrieben – in der Litauischen, Estnischen, Ukrainischen oder Armenischen Unionsrepublik oder in Tatarstan und Usbekistan. Aber allorts äußerte sie sich höchst unterschiedlich. Es war eine Zeit des Zusammenwachsens der sowjetischen Gesellschaft. Eine Zeit des Aufblühens der Völkerfreundschaft – auf dem Papier und im Besonderen auf den Notenblättern sowjetischer Kinderchöre.

Die Frage „Wessen Besitz ist Britsch-Mulla“ kann in diesem Sinne mit „allen in der Sowjetunion“ beantwortet werden. Das ist zumindest der ideologische Anspruch, denn die Wirklichkeit sah anders aus. Es ist die alte Auseinandersetzung zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen Machtanspruch und Machtmissbrauch.

Das besungene Dorf steht am Endpunkt einer nicht glückenden Reise – einer Reise, die in Kamtschatka im Einbruch des Esels im Eis endet. Das ganze Setting scheint symptomatisch für die sowjetischen Lebenswelten im Vielvölkerreich Ende der 1970er-Jahre zu sein: vom enthusiastischen Aufbruch zum Durchbruch ins Bodenlose.

Es ist auffallend, dass in den 1970er-Jahren Hunderte von Arbeiten in der Sowjetunion entstanden, die sich mit der Nationalitätenpolitik befassten. Edward Allworth schätzte 1971, dass pro Jahr in der Sowjetunion 75 Bücher, Broschüren und Zeitungsartikel zur nationalen Frage allein in russischer Sprache erschienen. „Sowjetvolk“ wurde jetzt der neue ideologische Leitbegriff.<sup>25</sup> Dabei handelte es sich um „die höchste Form der sozialen und internationalen Vereinigung von Menschen“, wie von offizieller Seite betont wurde.<sup>26</sup> Anders als im Zarenreich habe man ein einheitliches Volk geschaffen. Dies ist der formulierte Anspruch, für den auch das besungene Britsch-Mulla stehen mag.

22 Aminat Chokobaeva/Cloé Drieu/Alexander Morrison (Hrsg.), *The Central Asian Revolt of 1916. A collapsing empire in the age of war and revolution*, Manchester 2019; Jörn Happel, *Nomadische Lebenswelten und zarische Politik. Der Aufstand in Zentralasien 1916*, Stuttgart 2010.

23 Robert Kindler, *Stalins Nomaden. Herrschaft und Hunger in Kasachstan*, Hamburg 2014. Zeitgleich verhungerten Millionen Menschen in der Ukraine („Holodomor“).

24 Dubin, *Gesellschaft der Angepassten*, S. 68.

25 Zit. nach Simon, *Nationalismus und Nationalitätenpolitik*, S. 357, Anm. 127.

26 Zit. nach ebenda, S. 364.

Bei einer Umfrage aus der Brežnev-Zeit antwortete ein Großteil der russischen und nicht-russischen Teilnehmer auf die Frage nach ihrer Heimat (*rodina*), diese sei „die UdSSR und die Republik der eigenen Nationalität“.<sup>27</sup> Nationalisierung und Sowjetisierung konnten demnach nebeneinander ohne Weiteres bestehen. Das Sowjetvolk fand so auch Eingang in die Kultur der Sowjetunion: In der Literatur wie in der Musik wurde die Austauschbarkeit der Regionen behandelt.<sup>28</sup>

Menschen hatten keinen konkreten Wohnort, sondern sie kamen aus der Sowjetunion; Geschichten fanden statt – in den Worten des sowjetischen Schriftstellers Michail Zoščenko – „entweder in den Steppen Turkestans oder am Fuß des Uralgebirges, mit anderen Worten in Saratov“.<sup>29</sup> Die sowjetische Moderne – in Form von Plattenbausiedlungen oder Sportpalästen – fusionierte mit den jeweiligen historischen Überlieferungen und kulturellen Praktiken in allen Winkeln der Union.<sup>30</sup> Sie schien austauschbar und ein Lebensgefühl zugleich zu sein. Unter diesem Gesichtspunkt dürfte es nicht zufällig sein, dass einer der beliebtesten sowjetischen Filme – bis heute genießt er Kultstatus in fast allen postsowjetischen Staaten – aus dem Jahr 1975 stammt: „Ironie des Schicksals“ (*Ironija sudby ili S legkim parom*; Regie: *Ėl'dar A. Rjazanov*). Der Film thematisiert unter anderem die Austauschbarkeit des Lebens in der sowjetischen Moderne. Städte, Wohnungen, Einrichtungsgegenstände sehen in Moskau und Leningrad so ähnlich aus, dass der Protagonist – nach einem Saunabesuch betrunken von seinen Freunden mit dem Flugzeug von Moskau nach Leningrad geschickt – nicht bemerkt, dass er in der „falschen“ Stadt ist. Dort geht er in seine vermeintliche Wohnung und findet alles so vor wie „zu Hause“ – nur dass hier eine ihm *noch* fremde Frau wohnt.

In der zahlreichen, hundertfachen Literatur zur Nationalitätenpolitik binnen eines Jahrzehnts wurde zwar stets die Einheit des Sowjetvolks beschworen und begründet,

27 Kerstin S. Jobst/Julia Obertreis/Ricarda Vulpius, Neuere Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte: die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 18 (2008), 2, S. 27–56, hier S. 52.

28 Das Lied über Britsch-Mulla folgt einer längeren und intensiven Tradition des nostalgischen und imperialen Genres sowjetischer Lieder der langen 1970er-Jahre. Beispielhaft wäre hier das Lied David Tuchmanovs (nach einem Gedicht Vladimir Charitonovs) „Moj adres ne dom in ne uliza, moj adres Sovetskij Sojuz“ („Meine Anschrift hat keine Hausnummer und Straße, meine Anschrift ist die Sowjetunion“) aus dem Jahr 1972 zu nennen. Ich danke meinem Freund und Kollegen Igor V. Narskij (Tscheljabinsk) nicht nur für diesen Hinweis.

29 Zit. nach Vera Tolz, *Russia. Inventing the Nation*, London 2001, S. 185.

30 Ein Beispiel für die Vermischung des vom Zentrum vorgegebenen Baustils mit der Aufnahme einheimischer Ornamentik findet sich in der Mosaikkunst auf fast allen sowjetischen Plattenbauten, die die vorgegebenen sowjetischen Sujets – etwa Weltraumfahrten, Weltrevolution oder Wettkämpfe – in traditioneller Art und Weise oder gar nationalisierter Tracht usw. darstellte. Vgl. Katja Koch/Aram Galstyan, *Mozaiki. Bruchstücke einer Utopie: Mosaiken im post-sowjetischen Raum*, Berlin 2019.

doch die Masse an Veröffentlichungen zeigt auch, dass Diskussionsbedarf in dieser Angelegenheit bestand. Es konnten diejenigen Probleme aufgezeigt werden, die vorher nicht öffentlich werden durften: die vor allem im politisch-kulturellen, wirtschaftlichen und sprachlichen Sektor bestehenden Spannungen zwischen einzelnen Nationalitäten in der Union.

Als Ukrainer bereits zu Beginn der Regierung Brežnevs Kritik an der Russifizierungspolitik äußerten,<sup>31</sup> folgte ein erstes hartes Vorgehen mit Verhaftungen („Säuberungen“) der regionalen Wortführer. Massiv gingen die Kommunisten nun auch gegen das Ukrainische vor. Es wurde zur Dorfsprache, zur Sprache der Rückständigkeit erklärt. Dies verfehlte keineswegs seine Wirkung: Ukrainisch wurde immer seltener gesprochen.<sup>32</sup> Aber trotz oder auch hier wegen dieser Politik der Zentralen in Moskau und Kiev wuchs die Unruhe in der Bevölkerung. Die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion wurde Ende der 1970er-Jahre auch in der Ukraine angegriffen. 1979 schrieb der bekannte Dissident und Historiker Juryj Badz'o (Badz'e<sup>33</sup>) einen Offenen Brief an das Präsidium des Obersten Sowjets der Sowjetunion und an das Zentralkomitee der KPdSU. Er prangerte die Falsifizierung der ukrainischen Geschichte und Kultur an: „Die gegenwärtige Nationalitätenpolitik der Partei nimmt dem ukrainischen Volk das Recht auf die Vergangenheit: Die gegenwärtige sowjetische Historiographie der Ukraine macht die abhängige, nicht gleichberechtigte Lage des ukrainischen Volkes nicht weniger deutlich als die offizielle Konzeption der Zukunft der Nationen – es handelt sich um zwei Enden der gleichen Politik der Erneuerung des ‚unteilbaren Rußland‘.“<sup>34</sup>

Prophetische Worte aus dem Jahr 1979 – wie sie auch heute in Russland während des Krieges gegen die Ukraine gesprochen werden. In den 1970er-Jahren sollte offensichtlich ein Sowjetvolk entstehen, das Russisch spricht und nur die gemeinsame sowjetische Geschichte nach 1917 verinnerlicht hat. Dies verlangte von den unterschiedlichen Kulturen eine große Flexibilität und schuf gleichzeitig Freiräume. Beispielsweise war Folklore nicht verboten, sie tat ihren Dienst am Sozialismus, wenn sie die Errungenschaften der Sowjetunion mit aufnahm.<sup>35</sup> Der 60. Jahrestag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ 1977 ist ein Beispiel für das Nebeneinander von eigenständiger historisierender Kultur und Sowjetpatriotismus. Während in Moskau Panzerkolonnen über den Roten Platz ratterten, tanzten etwa in Litauen die Menschen in Volkstracht. An beiden Orten wurde des gleichen Ereignisses gedacht. In Litauen verband sich das Festtreiben

31 Vgl. Andreas Kappeler, *Kleine Geschichte der Ukraine*, München 1994, S. 220–232.

32 Ebenda, S. 233–241.

33 S. P. de Boer/E. J. Driessen/H. L. Verhaar (Hrsg.), *Biographical Dictionary of Dissidents in the Soviet Union: 1956–1975*, The Hague u. a. 1982, S. 34.

34 Zit. nach Kappeler, *Kleine Geschichte der Ukraine*, S. 241 f.

35 Vgl. Igor V. Narskij (Hrsg.), *Hochkultur für das Volk? Literatur, Kunst und Musik in der Sowjetunion aus kulturgeschichtlicher Perspektive*, München 2018.



jedoch mit der Erinnerung an das eigene nationale Bewusstsein.<sup>36</sup> Und dies war im Grunde auch gewollt, denn sozialistische Inhalte sollten an der Peripherie in einer Form vermittelt werden, die zumindest partiell an die vorhandenen Traditionen anknüpfte.

Auch in den 1970er-Jahren galt, dass Sowjetisierung und Nationalisierung unter diesem Blickwinkel keinesfalls Gegensätze waren. Dies konnten lokale Akteure ausnutzen. Bewusst oder nicht setzten sie sich für eine Entdeckung der Geschichte ein. Es war durchaus legitim, die eigene nationale Geschichte zu feiern. Dadurch konnten alte Traditionen fortbestehen. Geschichte war und ist die Basis jeglicher Legitimationsansprüche.

Die Untersuchung der im Pionierlied angesprochenen Nationalitätenpolitik verweist auf Besitzansprüche. Wie Britsch-Mulla als Chiffre nicht nur für die turkestanische Peripherie des Sowjetimperiums steht, vermag die Nationalitätenpolitik von einst eine Verbindung zum heutigen Russland und seinen geopolitischen Neuordnungsvorstellungen darstellen.<sup>37</sup> Wie eingängig solche Narrative sind, drückt unser Lied aus. Mehr noch: Es steht mit anderen Liedern am Anfang einer besonders heute sehr populären Tradition, eine Einheit des alten russisch-sowjetischen Großraumes herbeizureden – oder herbei-zu-erinnern.

Äußerst populär ist gegenwärtig der Putin-treue Sänger Oleg M. Gazmanov. Vor 20 Jahren wurde er berühmt mit dem Lied „Сделан в СССР“ – Made in USSR. Eingängig ist die Melodie, eingängig der Text. Geschrieben für diejenigen jungen Erwachsenen, die mit Putins Regierungsantritt im Jahr 2000 ihre Wurzeln neu justieren mussten. Sie waren alle in der Sowjetunion geboren worden. Sie hatten erlebt, dass ukrainische Künstler genauso zum Imperium gehörten wie tschuktschische oder usbekische. Sie hatten erfahren, wie man von der Krim bis nach Magadan, von Archangelsk bis Taschkent ohne Visa hatte reisen können.

In der ersten Strophe heißt es: „Украина и Крым, Беларусь и Молдова – это моя Страна. / Сахалин и Камчатка, Уральские горы – это моя Страна.“ („Ukraine und Krim, Belarus und Moldawien, das ist mein Land / Sachalin und Kamtschatka, das Ural-Gebirge – das ist mein Land.“) Es folgen die Sätze: „Олимпийское золото, старты, победы – это моя Страна. / Жуков, Суворов, комбайны, торпеды – это моя Страна.“ („Olympisches Gold, Starts, Siege – das ist mein Land. / Žukov, Suworov, Mähdrescher, Torpedos – das ist mein Land.“)

Der nationalistische Songtext endet mit der Strophe: „Даже Европа объединилась в союз! / Вместе наши предки сражались в бою, / Вместе выиграна Вторая мировая война, / Вместе – мы самая большая страна!“ („Sogar Europa ist in einem Bündnis vereint! / Gemeinsam kämpften unsere Vorväter in der Schlacht, / Gemeinsam haben wir den Zweiten Weltkrieg gewonnen, / Gemeinsam sind wir das größte Land!“)

36 Malte Rolf, Kanon und Gegenkanon: Offizielle Kultur und ihre Inversion in der UdSSR, in: Osteuropa 60 (2010) 11, S. 173–189, hier S. 184–186.

37 Sehr gut dokumentiert in den Ausgaben der Zeitschrift Osteuropa 72 (2022) 1–2, 4–5, 6–8.



In der dreifachen Wiederholung als Anapher wird Вместе (Gemeinsam) betont. Mit „das ist mein Land“ wird zuvor eine Epipher mit ähnlichem Anspruch gewählt. So wie im Zitat des Dissidenten Jurij Badz'o von 1979 spricht das Lied den einzelnen Völkernschaften, gewachsenen Ethnien und Staaten ihre Eigenständigkeit und ihre eigene Geschichte ab. Es gehe nur „gemeinsam“. Und gemeinsam müsse man sich gegen Europa abgrenzen. Denn: Europa habe sich auch vereint – gegen Russland?

Der zitierte Song ist nicht nur ein Lied von vielen. Es wurde gegrölt von Zehntausenden im Moskauer Fußballstadion, als Putin dort am 18. März 2022 seinen Auftritt hatte, um die Spezialoperation Z zu feiern.<sup>38</sup> Wenn er und sein Regime den heutigen russischen Soldaten aus den entferntesten Regionen und untersten Bildungsschichten des Staates verspricht, Russland in seinen alten Grenzen gehöre ihnen, wenn sie es erobern, dann ist das eine Vergewaltigung historisch-kultureller Begebenheiten, ein bewusstes Falschverstehen sowjetischer Nationalitätenpolitik und ein Verrat an eben jenen Bauernsöhnen, die am Ende nichts erhalten werden außer ihr Soldatengrab.

## Die Generation Z

Angehörigen der Generation, die das Pionierlied Britsch-Mulla als Kinder und Jugendliche wahrgenommen hatten, setzte der russische Schriftsteller Viktor Pelevin mit seinem Roman „Generation P“ 1999 ein literarisches Denkmal.<sup>39</sup> Pelevins Satire spielt im postsowjetischen Russland der 1990er-Jahre – in „Russlands wilden Jahren“, wie Klaus Heller diese von wirtschaftlichem Chaos gekennzeichnete Zeitspanne betitelte<sup>40</sup> – und beschreibt das Lebensgefühl junger Leute, die noch in der Sowjetunion aufgewachsen sind. Drogen spielen eine besonders wichtige Rolle.

Diese Generation P wurde nun abgelöst von der Generation Z. Damit sind zunächst ganz unpolitisch die Geburtsjahrgänge 1995 bis 2010 gemeint. Aber es ist diese junge Generation, die ganz im Zeichen Putins herangewachsen ist. Die Generation Z hat mit der Generation P harte Drogen durch harten Nationalismus ersetzt. Darauf verweist der Psychologe Roman Šamolin vom Institut für Persönlichkeitspsychologie der Staatlichen Universität in Nowosibirsk in einem Aufsatz für die nun nicht mehr verlegte oppositionelle Zeitung *Novaja Gazeta*.<sup>41</sup>

38 Siehe die Aufzeichnung des Lieds: Газманов, Олег, Сделан В СССР, 18.3.2022, <https://www.youtube.com/watch?v=kSPzLw6dTVs> [1. 12. 2022].

39 Viktor Pelevin, *Generation P*. Roman, Berlin 2000.

40 Klaus Heller, *Russlands wilde Jahre. Der neue Kapitalismus in der Ära Jelzin*, Paderborn 2016.

41 „Psychologe: Russische ‚Generation Z‘ unersättlich nach Euphorie“, <https://www.br.de/nachrichten/kultur/psychologe-russische-generation-z-unersaettlich-nach-euphorie,T1JzhHt> [2. 12. 2022].

Der Generation P sei es noch um den gesellschaftlichen Aufbruch nach dem Ende der Sowjetunion gegangen. Man habe den Hunger nach Internationalität gestillt, aber auch nach schnellem Rausch, hergestellt mithilfe von Kokain oder Whiskey. Dann habe der Staat wie so oft in Russland eingegriffen und bei der Sinnfindung geholfen. Die Forderung nach immateriellen Werten wurde gehört, bearbeitet, verinnerlicht. Als „gewichtiges materielles Argument“ sei die Annexion der Krim hinzugekommen, die eine „Sehnsucht nach historischer Gerechtigkeit“ bedient habe. In der neuen „russischen Welt“ (*russkij mir*) sei für Zweifel und Fragen kein Platz mehr, denn es gebe einen Überfluss an „einfachen und klaren“ Antworten: „Und wenn ‚Generation P‘ für das Verschwinden verdammter Fragen fast durchgängig den Alkoholpegel im Körper aufrechterhalten musste, konnte ‚Generation Z‘ bereits darauf verzichten – die Euphorie der ‚Größe‘ klärte und beruhigte den Geist viel effektiver.“<sup>42</sup>

Der Psychologe zeichnet ein düsteres Bild der Generation Z. Was wir täglich in den Nachrichten erleben, scheint dies zu unterstützen. Es ist der Glaube daran, Russlands Macht wiederherstellen zu müssen. Zurückzuholen, was den Russen gehört habe. Es ist der Glaube an den starken Staat, der umzingelt ist von Feinden. Ein wiederkehrendes Motiv in der russischen und sowjetischen Geschichte.<sup>43</sup>

### Wo liegt Britsch-Mulla?

Die Antwort auf diese Frage ist recht einfach. Das Pionierlied spielt mit dem Ort und ruft ihn an. Die Sowjetunion wird zwar durchquert, doch scheitern die Reisenden. Das Lied mystifiziert den Ort, verlegt ihn in das Fantastische. Eine Einheit der Völkerschaften wird beschworen, die nie existierte. Alles ist ein Traumbild. Ein Traum-Ort. Der Esel mit dem (roten?) Stern auf der Stirn – ein starkes Symbol für den Zustand der sowjetischen Infrastruktur – kracht ins Eis ein, wie seine Umgebung in den damaligen Jahren am Zusammenbrechen war. Dennoch wird Britsch-Mulla zu einem Gemeinplatz für Träume, der Ort steht für eine Rückkehr in die Kindheit.

So gesehen hat der mythopoetische Ort Britsch-Mulla in der Sowjetunion als realer Ort nie bestanden. Man kann ihn nicht erreichen. Wie die künstliche Zusammenführung von Ortschaften, die bei einem Staudammprojekt geflutet werden, ist Britsch-Mulla das Ergebnis einer geförderten, künstlichen Politik, mit der man im Zentrum die Einheit des roten Imperiums beschwor, die aber an der Peripherie auf die sowjetischen

42 Ebenda.

43 Im Russländischen Bürgerkrieg (1918–1922) schufen die Bolschewiki erstmals das Narrativ, von Feinden eingekreist zu sein. Vgl. Jörn Happel, Die Revolutionen an der imperialen Peripherie, in: Jörg Ganzenmüller/Franz-Josef Schlichting (Hrsg.), Die Oktoberrevolution 1917. Vom Ereignis zum Mythos, Weimar 2019, S. 49–76.

Realitäten stieß. Das amalgamierte Dorf erfüllte den Traum der Einheit nicht. Vielleicht ließen die Nikitins deswegen den sechsten Fall aus?

Als Historikerinnen und Historiker sind wir verpflichtet, Brücken zwischen Lebenswelten zu schlagen. Zwischen der Zeit heute, die in Russland an die Sowjetunion appelliert, zu der Zeit um 1980, als Britsch-Mulla besungen wurde. Dieser Ort steht als Chiffre für eine glückliche Kindheit in der Sowjetunion. Es ist ein ironischer Blick auf die damaligen Probleme im größten Land der Erde, aber auch eine Verheißung, dass man es vielleicht irgendwann schafft, im Frieden Britsch-Mulla mit Leben zu füllen und die Freundschaft der Völker wiederzubeleben. Britsch-Mulla könnte eine der Alternativen bei der Suche nach einer Welt jenseits des gegenwärtigen Krieges sein; eine Alternative, die nicht umgesetzt wurde, aber an die angeknüpft werden kann.

## Anhang

### Брич-Мулла

*Сладострастная отравка - золотая Брич-Мулла,  
Где чинара притулилась под скалою, – под скалою ...  
Про тебя жужжит над ухом вечная пчела:  
Брич-мулла, Брич-Муллы, Брич-Мулле, Брич-Муллу, Брич-Муллою.*

Был и я мальчуган, и в те годы не раз  
Про зелёный Чимган слушал мамин рассказ,  
Как возил детвору в Брич-Муллу тарантас – Тарантас назывался арбою.  
И душа рисовала картины в тоске,  
Будто еду в арбе на своем ишаке,  
А Чимганские горы царят вдалеке  
И безумно прекрасны собою.

Но прошло моё детство, и юность прошла,  
И я понял, не помню какого числа,  
Что сгорят мои годы и вовсе дотла  
Под пустые, как дым, разговоры.  
И тогда я решил распоститься с Москвой  
И вдвоём со своею ещё не вдовой  
В том краю провести свой досуг трудовой,  
Где сверкают Чимганские горы.

*Привет.*

Мы залезли в долги и купили арбу,  
Запрягли ишака со звездой во лбу  
И вручили свою отпускную судьбу  
Ишаку – знатоку Туркестана.  
А на Крымском мосту вдруг заныло в груди,  
Я с арбы разглядел сквозь туман и дожди,  
Как Чимганские горы царят впереди,  
И зовут, и сверкают чеканно.

С той поры я арбу обживаю свою  
И удвоил в пути небольшую семью,  
Будапешт и Калуга, Париж и Гель-Гью  
Любовались моею арбою.  
На Камчатке ишак угодил в полынью,  
Мои дети орут, а я песню пою,  
И Чимган освещает дорогу мою  
И безумно прекрасен собою!

*Привет.*

Стихи Д. Сухарева  
Музыка С. Никитина  
1980 г.

Britsch-Mulla

*Süß-leidenschaftliches Gift: goldenes Britsch-Mulla,  
Wo die Platane unterm Felsen wächst – unterm Felsen ...  
Über Dir summt am Ohr die immerwährende Biene:  
Britsch-Mulla [Nom.], Britsch-Mullas [Gen.], für Britsch-Mulla [Dat.], nach Britsch-  
Mulla [Akk.], mit Britsch-Mulla [Instr.].*

Auch ich war einmal ein kleiner Junge und häufig in jenen Jahren  
Hörte ich Mutters Erzählungen über den grünen Čimgan,  
Wie die Kinder mit einer Tarantas nach Britsch-Mulla gebracht wurden.  
Der Tarantas wurde hier Arba genannt.

Und die Seele malte Bilder in Sehnsucht<sup>44</sup>,  
 Als führe ich auf der Arba mit meinem Esel,  
 Und in der Ferne thronen die Čimganischen Berge  
 Und sind dabei wahnsinnig schön anzusehen.

Aber meine Kindheit und meine Jugend sind vergangen,  
 Und mir ist klar geworden, dass ich mich nicht mehr an das Datum erinnere,  
 Dass meine Jahre ganz und gar verbrennen werden,  
 Unter bedeutungslosen, nebeligen Gesprächen.  
 Und da entschied ich mich, mich von Moskau zu verabschieden  
 Und zusammen mit meiner noch nicht verwitweten Frau,  
 in dem Gebiet unsere freie Zeit zu verbringen,  
 Wo die Čimganischen Berge glitzern.

*Refrain.*

Wir stürzten uns in Schulden und kauften eine Arba,  
 Wir spannten einen Esel mit einem Stern auf der Stirn vor,  
 Und vertrauten unser Urlaubsschicksal  
 Dem Esel an – dem Kenner Turkestans.  
 Doch auf der Krim-Brücke<sup>45</sup> schmerzte es plötzlich in meiner Brust,  
 Ich erblickte von der Arba durch Nebel und Regen,  
 wie die Čimganischen Berge vor mir thronen,  
 Und rufen und klar glitzern.

Seitdem mache ich meine Arba wohnlich,  
 Und vergrößerte meine kleine Familie auf dem Weg,  
 Budapest und Kaluga, Paris und Gew-Gew  
 ergötzen sich an meiner Arba.  
 In Kamtschatka fiel der Esel in ein Loch im Eis,  
 Meine Kinder schreien laut, doch ich singe das Lied,  
 Und der Čimgan erhellt meinen Weg,  
 Und ist wahnsinnig schön anzusehen!

*Refrain.*

44 Für das russische Wort *toska* gibt es kein deutsches Äquivalent. Es beschreibt einen Gefühlszustand zwischen Schwermut, Angst, Langeweile, Heimweh und Sehnsucht.

45 Die Krimbrücke in Moskau führt den Gartenring über die Moskva.

## Clara Zetkin, Russland und die deutsche Sozialdemokratie 1880 bis 1900<sup>1</sup>

Im Zuge der Absage der dritten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz, die am 13. August 1914 in Wien stattfinden sollte, schrieb Clara Zetkin an Alexandra Kollontai einen Brief, in dem sie ihre Hoffnung auf einen neuen Termin formulierte und die Organisationsarbeit für die Konferenz schilderte. In der Endpassage des Briefes gab sie ihrer Sorge vor polizeilichen Maßnahmen Ausdruck: „Nach dem ganzen Um und Auf muß ich schließen, daß ich unter dem Verdacht stehe[,] mit Rußland gegen Deutschland zu konspirieren und russische Emissäre bei mir zu beherbergen. Und das[,] obgleich vielleicht niemand in Deutschland so leidenschaftlich und zäh in aller Öffentlichkeit gegen den russischen Zarismus kämpfte wie ich seit dreißig Jahren.“<sup>2</sup> Zetkin bezog sich hier auf die Mutmaßung der Polizei, sie arbeite mit Vertretern und Beamten des Zaren zusammen. Der Verdacht bestand aufgrund ihrer Kontakte zu russischen sozialistischen Exilgruppen in Stuttgart. In ihrem Brief vom 2. August 1914 verdeutlichte sie ihre Position in Bezug auf das Russland des Zaren, dessen Politik sie schon seit Jahren energisch in öffentlichen Reden und Publikationen kritisierte.

Blickt man 30 Jahre und mehr zurück und beginnt, die Entwicklungen des Russlandbilds in der deutschen Sozialdemokratie zu ergründen, fällt ein politisches Thema auf, das unter den jeweiligen Bedingungen unterschiedlich beschrieben und bewertet wurde. Russland und seine Politik standen schon weit vor den Revolutionen im Fokus der deutschen sozialdemokratischen Presse. In den 1880er- und 1890er-Jahren setzte sich Clara Zetkin mit Themen wie Zarismus und Absolutismus, den Repressionen in Russland sowie mit der russischen revolutionären Bewegung intensiv auseinander. Großen Einfluss auf ihr Leben besaß die sich seit den 1870er-Jahren ausbildende sozialdemokratische Exilpresse. Das russländische Zarenreich und seine revolutionären Bewegungen waren Themen, die hierin beinahe omnipräsent behandelt wurden – vor allem in der Zeitung *Der Sozialdemokrat* (SD), für den Clara und ihr Lebenspartner Ossip

- 1 Dieser Text ist entstanden im Rahmen des an der JLU Gießen angesiedelten DFG-Projektes: „Das pädagogische und bildungspolitische Wirken Clara Zetkins in der Sowjetunion“.
- 2 Clara Zetkin an Alexandra Kollontai, 2.8.1914, in: Marga Voigt (Hrsg.), Clara Zetkin. Die Kriegsbriefe (1914–1918), Bd. 1, Berlin 2016. S. 15f., hier S. 16.

Zetkin<sup>3</sup> Texte verfassten, übersetzten und beim Vertrieb halfen. In der sozialdemokratischen Exilpresse entwickelten sich über zwölf Jahre hinweg Narrative über Russland, die die Sichtweise und Haltung der Sozialdemokraten in Deutschland beeinflussten.

Vor diesem Hintergrund fragt dieser Text, inwieweit sich die Berichterstattung Clara Zetkins als Vertreterin der proletarischen Frauenbewegung<sup>4</sup> von jener der kontinuierlich und formal aufgebauten sozialdemokratischen Exilpresse im SD abhob. Im Besonderen werden die Facetten der verschiedenen Russland-Darstellungen beleuchtet. Es soll untersucht werden, inwieweit die politischen Ereignisse in Russland und die politischen Interessen der SPD auf die Berichterstattung Zetkins einwirkten. Hier gilt es zu prüfen, welche Haltung, welches *Mindset* sich in diesem Organ der deutschen Sozialdemokratie über Russland ausbildete und worin der Unterschied zu den Artikeln Zetkins bestand – speziell im Hinblick auf die von ihr geleitete Zeitung *Die Gleichheit* (GL). In diesem Zusammenhang sollen die Kontinuitäten und Differenzen in ihrer Berichterstattung über Russland in der GL und dem SD herausgearbeitet sowie Zetkins Alleinstellungsmerkmale und Ansichten aufgezeigt werden, die sich in den 1890er-Jahren dazu entwickelten.

Die Forschung hat sich dem Russlandbild der Sozialdemokratie in den letzten Jahren vermehrt zugewandt. 2019 führte Tobias Hirschmüller eine ähnliche Analyse für die Zeitung *Vorwärts* durch, die die Zeit nach der Oktoberrevolution von 1917 fokussiert und deren Auswirkungen auf die Zeitung untersucht.<sup>5</sup> Auch Deutungen, Erwartungen und ideologische Entwicklungstendenzen in der Sozialdemokratie auf Basis historischer Ereignisse in Russland wurden nachvollzogen.<sup>6</sup> So macht Gerd Koenen

- 3 Der Publizist und Übersetzer Ossip Zetkin (1850 –1889) entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Odessa. Clara Zetkin, geb. Eißner (1857–1933), war mit ihm nicht verheiratet, da die Gefahr bestand, dass sie durch die Ehe ihre deutsche Staatsbürgerschaft verlieren könnte. Sie trug aber den Namen als Autorin. Vgl. Luise Dornemann, Clara Zetkin. Leben und Wirken, 9. überarb. Aufl., Berlin (Ost) 1989, S. 42 ff.; für eine Kurzbiografie von Ossip Zetkin siehe: [https://web.archive.org/web/20140311080417/http://www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder\\_dokumente/00987/index-6.html.de](https://web.archive.org/web/20140311080417/http://www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder_dokumente/00987/index-6.html.de). – Die Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt am 15. 8. 2023 abgerufen und geprüft.
- 4 Vgl. Clara Zetkin, Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands, Frankfurt a. M. 1971, S. 119 ff.; Sabine Richebächer, Uns fehlt nur eine Kleinigkeit. Deutsche proletarische Frauenbewegung 1890–1914, Frankfurt a. M. 1982, S. 120 ff.; Dornemann, Clara Zetkin, S. 77 ff.; Lou Zucker, Clara Zetkin. Eine rote Feministin, Berlin 2021, S. 64 ff., 72 ff.
- 5 Vgl. Tobias Hirschmüller, Von der Abrechnung zur Annäherung? Die Auswirkungen der Transformationsprozesse von 1917 auf das Russlandbild der deutschen Sozialdemokratie, in: Frank Jacob/Riccardo Altieri (Hrsg.), Die Wahrnehmung der Russischen Revolutionen 1917. Zwischen utopischen Träumen und erschütterter Ablehnung, Berlin 2019, S. 80–114.
- 6 Vgl. Lutz Häfner, „Genossen“? Sozialismuskonzeption und politische Praxis der Partei der Sozialrevolutionäre Russlands und ihr Verhältnis zur SPD 1902–1914, in: Archiv für Sozialgeschichte 53 (2013), S. 67–91; ders. Russische revolutionäre Erfahrungsräume und ihre Erwartungshorizonte in sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien Deutschlands bis 1919,

in seinem „Russland Komplex“ gar ein ganzes Gesellschaftsbild Deutschlands auf, das zwischen „Angst und Bewunderung“ über Russland schwankt und dessen innen- und außenpolitische Entwicklung die Zeit vom späten Kaiserreich bis hin zum Zweiten Weltkrieg vielschichtig beeinflusste.<sup>7</sup> Das Russlandbild der deutschen Sozialdemokratie für das ausgehende 19. Jahrhundert fand in der Forschung jedoch nur wenig Beachtung.

Arbeiten dazu stehen in Bezug zur bismarckschen Außenpolitik, zur Vorstellung vom „Osten“<sup>8</sup> oder im Zusammenhang mit der Oktoberrevolution und ihrer Bedeutung für die Entwicklung der sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien in Deutschland.<sup>9</sup> Die Forschung in der DDR arbeitete jedoch eine Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte der russischen revolutionären Bewegung mit der deutschen Sozialdemokratie und ihrer Presse heraus.<sup>10</sup> Aktuellere Arbeiten gehen auf die Bedeutung und das Verhältnis russischer Revolutionärinnen zur deutschen proletarischen Frauenbewegung ein.<sup>11</sup> Einblicke in das Russlandbild Clara Zetkins sind trotz ihrer Popularität in der DDR nur in Ansätzen vorhanden und existieren kaum für das späte 19. Jahrhundert.<sup>12</sup> Vielmehr wurden Zetkins Texte für den SD und ihre Betrachtungen der französischen revolutionären Bewegung untersucht.<sup>13</sup> Die ersten Biografien und Texte

in: Jacob/Altieri (Hrsg.), *Die Wahrnehmung der Russischen Revolutionen*, S. 115–143; Richard Saage, *Sowjetrussland im Spiegel der sozialdemokratischen Theoriediskussion 1917 bis 1929*, in: *ZfG* 70 (2022) 5, S. 455–463.

- 7 Gerd Koenen, *Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten. 1900–1945*, München 2005, S. 9ff.
- 8 Erich Matthias, *Die deutsche Sozialdemokratie und der Osten 1914–1945. Eine Übersicht*, Tübingen 1954; Reinhard Wittram, *Bismarck und Rußland*, in: Werner Markert (Hrsg.), *Deutsch-Russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1964, S. 17–39; Dietrich Geyer, *Ostpolitik und Geschichtsbewußtsein in Deutschland*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 34 (1986) 2, S. 147–159.
- 9 Dietrich Geyer, *Lenin und der deutsche Sozialismus*, in: Markert (Hrsg.), *Deutsch-Russische Beziehungen*, S. 80–97; Erich Matthias, *Die Rückwirkung der russischen Oktoberrevolution auf die deutsche Arbeiterbewegung*, in: Helmut Neubauer (Hrsg.), *Deutschland und die Russische Revolution*, Stuttgart u. a. 1968, S. 69–93.
- 10 Horst Bartel, *Marx und Engels im Kampf um ein revolutionäres deutsches Parteiorgan 1879–1890*, Berlin (Ost) 1961; Horst Bartel/Wolfgang Schröder/Gustav Seeber/Heinz Wolter, *„Der Sozialdemokrat“ 1879–1890*, Berlin (Ost) 1975.
- 11 Vgl. Stephanie Braukmann, *Die „jüdische Frage“ in der sozialistischen Frauenbewegung 1890–1914*, Frankfurt a. M./New York 2007; Mirjam Sachse, *Von „weiblichen Vollmenschen“ und Klassenkämpferinnen – Frauengeschichte und Frauenleitbilder in der proletarischen Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ (1891–1923)*, Kassel 2010, S. 500 ff.
- 12 Vgl. Claudia Oeckel, *Clara Zetkin und ihr Verhältnis zur russischen revolutionären Bewegung in den 90er Jahren des 19. Jahrhundert*, in: Forschungsgemeinschaft „Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau“ (Hrsg.), Leipzig 1977, S. 80–85.
- 13 Dieter Fricke, *Clara Zetkin und der Sozialdemokrat*, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 3 (1961) 4, S. 927–937.



über Clara Zetkin aus dem Jahr 1927<sup>14</sup> bis hin zu aktuellen Publikationen aus dem Jahr 2021<sup>15</sup> zeugen von der Bedeutung der 1880er-Jahre für ihre politische Entwicklung.<sup>16</sup> Gerade in dieser Phase begegnete Zetkin verschiedenen russischen Protagonisten politischer Exilgruppen, und sie begann ihre Arbeit in der sozialdemokratischen Exilpresse. Sie besetzte gewissermaßen eine Doppelrolle als Insiderin bei den russischen Exilgruppen in Zürich und Paris sowie als Autorin in Zeitungen. Aus diesen Gründen erscheinen die GL und der SD geeignet, Zetkins Russlandbild und das der deutschen sozialdemokratischen Presse präziser zu umreißen und vergleichend zu betrachten.

In der Zeit des „Sozialistengesetzes“ ab 1878 war der SD das wichtigste Medium der deutschen Sozialdemokratie und unter anderem ein Sprachrohr für Marx, Engels und Bebel. Er verstand sich als internationale Zeitschrift und erschien sowohl legal als auch illegal in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, der Schweiz, England, Russland und anderen Ländern.

Die Zeitungssammlung der Friedrich-Ebert-Stiftung bietet die Möglichkeit einer gezielten Wortsuche. So konnte eine breite qualitative Inhaltsanalyse für den SD zum Suchbegriff „Russland“ durchgeführt werden.<sup>17</sup> Das gilt ebenso für die GL und die Zeitschrift *Die Neue Zeit* (NZ),<sup>18</sup> die die Quellengrundlage dieses Beitrags bilden.

Im SD schrieb Zetkin vor allem von 1889 bis 1890, aber auch schon vor 1889 werden ihr mehrere Artikel zugeschrieben, die ihr Partner aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr selbst verfassen konnte.<sup>19</sup> Viele Beiträge in dieser Zeit nennen keine Verfasseramen oder Pseudonyme, was die Zuordnung erschwert. Dieter Fricke konnte aber nachweisen, dass Clara Zetkin in diesen Jahren 30 Artikel im SD verfasst hat.<sup>20</sup> Der Kern ihrer Berichterstattung lag dabei auf der politischen und wirtschaftlichen Situation Frankreichs und seiner revolutionären Bewegungen mit Blick auf Gewerkschaften, Streiks oder Wahlen. In geringerem Maße galt ihr Interesse im SD auch Russland. Bei der NZ konnten ihr seit 1886, als ihre publizistische Tätigkeit begann, bis 1890 vier Artikel zugeschrieben werden, von denen sich nur einer mit russischen Studentinnen und den Entwicklungen der revolutionären Bewegung

14 Paul Fröhlich, Clara Zetkin, in: E. Schneller (Hrsg.), *Alles für die Revolution! Aus Leben und Werk der Kämpferin Clara Zetkin*, Berlin 1927, S. 3–17, hier S. 4f.; Gertrude G. L. Alexander, *Aus Clara Zetkins Leben und Werk*, Berlin 1927, S. 6 ff.

15 Zucker, Clara Zetkin, S. 38 ff.

16 Vgl. Karen Honeycutt, Clara Zetkin. A left-wing socialist and feminist in wilhelminian Germany, Ann Arbor 1975; Dornemann, Clara Zetkin; Tânia Puschnerat, Clara Zetkin. Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie, Essen 2003.

17 Vgl. <https://www.fes.de/e/historische-presse-der-deutschen-sozialdemokratie-online>.

18 Vgl. <http://library.fes.de/nz/nz-zeit.html>.

19 Fricke, Clara Zetkin und der Sozialdemokrat, S. 932.

20 Ebenda, S. 932 ff.

auseinandersetzte.<sup>21</sup> In der GL dagegen, der Zeitung, die sie selbst ab 1891 als Chefredakteurin über mehrere Jahrzehnte hinweg leitete, widmete sie sich intensiv den politischen und sozialen Verhältnissen in Russland. Laut den Angaben in der Bibliografie ihres Sohnes Maxim, die er speziell über ihre Artikel in der GL anfertigte,<sup>22</sup> verfasste sie allein im Jahr 1892 fünf große Beiträge in Folge<sup>23</sup> und ab 1897 zusammen mit Lilly Braun die Rubrik „Notizentheil“,<sup>24</sup> in der sich Dutzende Kurzberichte über die politische und juristische Situation von Frauen in Russland finden.

### Clara Zetkins journalistische Tätigkeit im Exil

Russlands Staats- und Wirtschaftssystem fußte jahrhundertlang auf der Leibeigenschaft. Die Bauernbefreiung von 1861 gab den Anstoß zum Umbau des gesamten Staats- und Verwaltungsapparates, es begann „die Zeit der großen Reformen“.<sup>25</sup> Der Ausbau des Schul- und Hochschulwesens in den 1860er- und 1870er-Jahren ermöglichte Menschen aus niedrigeren Gesellschaftsschichten den Zugang zu Universitäten. Auch die Frauenbildung wurde gefördert, da mit dem Bevölkerungswachstum der Bedarf an Lehrern und Ärzten wuchs. Gymnasien und Universitäten boten Kurse für Frauen an. Die Studierendenzahl war zwar immer noch vom Adel dominiert, aber in den späten 1870er-Jahren deutlich diverser in ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung. Das Aufbegehren für mehr gesellschaftliche Teilhabe und das Verlangen nach tiefgreifenden Veränderungen, zivilisatorischem Fortschritt und der Verantwortung, die vor der eigenen Bevölkerung empfunden wurde, waren die Triebfeder für die sozialistische Bewegung in Russland, deren Erstarken gleichzeitig zu erweiterten Repressionen des Staates führte.<sup>26</sup>

Den ersten Kontakt zu sozialistisch orientierten Studentengruppen hatte Zetkin 1878 im Rahmen des Lehrerseminars in Leipzig durch ihre Freundschaft zu Warwara, einer sozialistischen russischen Studentin, die sie auch mit Ossip Zetkin bekannt machte.<sup>27</sup> Ossip, der ursprünglich einem Zweig der Narodniki-Bewegung angehörte,

21 Klara Zetkin, Louise Michel nach ihren Memoiren I, in: Die Neue Zeit (NZ) (1886) 5, S. 210 f.; dies., Louise Michel nach ihren Memoiren II, in: NZ (1886) 6, S. 270 f.; dies., Die russischen Studentinnen, in: NZ (1888) 8, S. 357–371; dies., „Der Unsterbliche“ von Alphonse Daudet, in: NZ (1889) 2, S. 83–95.

22 Vgl. Bundesarchiv (BArch), NY 4005/55, Bl. 1–34.

23 BArch, NY 4005/55, Bl. 12.

24 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: Die Gleichheit (GL) 7 (1897) 18, S. 142–144.

25 Tomáš G. Masaryk, Russische Geistes- und Religionsgeschichte. Bd. 1, Jena 1913, S. 24.

26 Vgl. Vitalij Fastovskij, Terrorismus und das moderne Selbst. Religiöse Semantiken revolutionärer Gewalt im späten Zarenreich (1860–1917), Göttingen 2018, S. 59 ff.

27 Vgl. Alexander, Aus Clara Zetkins Leben und Werk, S. 6; Honeycutt, Clara Zetkin, S. 38 ff.; Dornemann, Clara Zetkin, S. 38, 43; Gilbert Badia, Clara Zetkin. Eine neue Biographie, Berlin 1994, S. 5.

die die Besonderheit der russischen Bauerngesellschaft als Kern für die sozialistische Entwicklung in Russland ansah, wandte sich durch den Kontakt zu deutschen Arbeitern zusammen mit Clara Ende der 1870er-Jahre der deutschen Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung zu.

Clara Zetkin musste im Jahr 1882 Deutschland verlassen und zog nach Zürich. Über ihre Freundin Warwara machte sie dort Bekanntschaft mit russischen Exilgruppen und berühmten Revolutionärinnen und Revolutionären wie Vera Zasulič und Georgie Plechanov.<sup>28</sup> Sie nahm unter der Leitung von Julius Motteler<sup>29</sup> ihre Tätigkeit für den SD auf,<sup>30</sup> dessen Verbreitung im Deutschen Reich verboten war. Der Zeitung fühlte sie sich als Autorin, Emigrantin und Aktivistin bald stark verbunden. Ossip Zetkin, der nach seiner Ausweisung aus Deutschland 1880 mittlerweile in Paris lebte, hatte schon zuvor für den SD als Autor und Übersetzer gearbeitet.<sup>31</sup>

Die Zetkins sollen von 1886 bis 1889 in Zeitungen und Zeitschriften insgesamt etwa 300 Artikel verfasst haben.<sup>32</sup> Im Exil in Paris, wohin auch Clara inzwischen gezogen war, traten sie 1883 dem Deutschen Verein von Sozialdemokraten bei. Ossip wurde Verbindungsmann und Korrespondent für den SD.<sup>33</sup> Nach seinem frühen Tod im Jahr 1889 übernahm Clara die Position der Korrespondentin für die letzten beiden Jahrgänge der Zeitung.

Artikel im SD und in der NZ von 1880 bis 1890

Von drei Artikeln, die Clara Zetkin für den SD 1889 und 1890 schrieb, befasst sich nur einer direkt mit den Verhältnissen in Russland. Die anderen beiden schildern die Situation von Russen und Polen in Paris. Auch stellte sie bekannte französische Sozialisten vor, deren Positionen nicht unbedingt ihre eigenen Überzeugungen widerspiegeln.<sup>34</sup> In dem Artikel „Aus Rußland. Die Bestien des Zaren an der Arbeit“<sup>35</sup> vom November 1889 berichtet sie über ein Gerichtsverfahren, das gegen politisch Inhaftierte eingeleitet wurde, die sich im März des gleichen Jahres gegen die Beschlüsse des Gouverneurs

28 Dornemann, Clara Zetkin, S. 52.

29 Vgl. Honeycutt, Clara Zetkin, S. 64 ff.

30 Vgl. Alexander, Aus Clara Zetkins Leben und Werk, S. 7; Honeycutt, Clara Zetkin, S. 48 ff.; Dornemann, Clara Zetkin, S. 52 ff.; Puschnerat, Clara Zetkin, S. 43 f.

31 N. N., Sozialistische Rundschau, in: SD 11 (1889) 6. S. 4.

32 Alexander, Aus Clara Zetkins Leben und Werk, S. 13 f.; Honeycutt, Clara Zetkin, S. 62 f.; Badia, Clara Zetkin, S. 31.

33 Vgl. Honeycutt, Clara Zetkin, S. 61 f.

34 Clara Zetkin, Aus Frankreich, in: SD 12 (1890) 25, S. 3 f.; dies., Zur Russen-Affäre in Paris, in: SD 12 (1890) 26, S. 3 f.; Fricke, Clara Zetkin und der Sozialdemokrat, S. 932 ff.

35 Clara Zetkin: Aus Rußland, in: SD 11 (1889) 45, S. 4.

in Jakutsk aufgelehnt hatten.<sup>36</sup> Der Prozess fand bereits im Juni statt, und im November wurde ihr der Prozessbericht zugespielt.<sup>37</sup> Die Gefangenerevolte bewertete sie als Ausdruck eines „Riesenkampfes zwischen dem barbarischen Despotismus und der modernen Freiheitsbewegung in Rußland“.<sup>38</sup> Sie begann, die Ursachen der Revolte und die Ereignisse im Rahmen des Prozesses zu recherchieren.

Den Prozess selbst nannte sie eine „Farce“: Weniger als zehn Minuten habe die Vernehmung gedauert. Die gegen die Angeklagten erhobenen Beschuldigungen seien weder verlesen noch die Vorwürfe präzisiert worden.<sup>39</sup> Das Gericht habe keinerlei Anhaltspunkte für einen bewaffneten Widerstand nachweisen können: „Selbstverständlich waren für alle diese Behauptungen nicht die geringsten Beweise vorhanden.“<sup>40</sup> Das Gericht sprach gegen die Angeklagten harte Urteile aus – Todesurteile, Haftstrafen von lebenslanger Dauer sowie Zwangsarbeit von bis zu zehn Jahren. Zetkin rief mit den Worten „gloria victis“ zum Gedenken an die heldenhafte Opferbereitschaft eines der zum Tode Verurteilten auf. Sie empörte sich über die phrasenhaften und nichtigen Gründe der russischen Justiz, mit denen über Leben und Tod entschieden wurde: „Sie kann die Ermordung des jungen Mannes nicht einmal durch den Schein eines politischen Motives beschönigen. Die Vollstreckung des Urteils erscheint als Werk des blinden Hasses, sie rächt nicht die That, sie straft die bloße Überzeugung mit dem Tod.“<sup>41</sup>

Zetkins Position steht hierbei deutlich in der Tradition der Berichterstattung und der Russlandbilder des SD, die sich seit seiner Gründung über die politischen Prozesse in Russland finden lassen. Die Zeitung, die die Situation im Land in den Jahren 1879 bis 1881 sowohl thematisch als auch inhaltlich sehr ausgewogen darstellte, berichtete über die gesellschaftliche Lage, die revolutionären Bewegungen und einzelne Vertreter sowie über die Repressionen, denen diese ausgesetzt waren. Auch nahm sie die Arbeitsbedingungen der Bauern in den Blick, ihre schweren Lebensumstände im gesellschaftlichen Umbruch der Bauernbefreiung und deren Folgen wie Hungersnöte, Armut und Migration.<sup>42</sup> Neben Nachrufen und Beschreibungen von Lebenswegen und Wirken russischer Revolutionäre wurden auch Parteiprogramme wie jene der sozialrevolutionären Gesellschaft „Narodnaja Volja“ in deutscher Sprache veröffentlicht.<sup>43</sup>

36 Hintergründe aus dem eigentlichen Vorfall kann man dem Vorartikel dazu entnehmen: Vgl. N. N., Rußland, in: SD 11 (1889) 26, S. 4.

37 Clara Zetkin: Aus Rußland, in: SD 11 (1889) 45, S. 4.

38 Ebenda.

39 Ebenda.

40 Ebenda.

41 Ebenda.

42 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 17, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 44 S. 4.

43 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau, 2 (1880) 8, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 10, S.4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 49, S. 4.

Auch die Auslandsrubrik des SD mit dem Titel „Sozialpolitische Rundschau“ befasste sich mit der Situation in Russland. Das Beobachten und Kommentieren von Gerichtsprozessen gegen Revolutionäre gehörte zu den Schwerpunkten der Berichterstattung.<sup>44</sup> Damit verbunden war immer die Kritik am russischen Justizsystem, wie beispielsweise der Petersburger Prozess gegen Adrian Michailov von 1878 bis 1880 belegt. Die russische Justiz wurde als korrupt und willkürlich beschrieben. Die Urteile stünden bereits im Vorfeld der Prozesse fest, der Ankläger arbeite mit gefälschten Beweisen und falschen Zeugen. Im Strafvollzug hätten Sozialisten unter Folter oder besonders harten Haftbedingungen zu leiden.<sup>45</sup> Lange Zeit standen in der Berichterstattung des SD polizeiliche Repressionen und politische Prozesse im Fokus des redaktionellen Interesses.<sup>46</sup>

Wenn der SD über den Zaren schrieb, bediente er sich einer unmissverständlichen Sprache: „Die zarische Schreckensherrschaft haust mit jedem Tag bestialischer. Das Einkerkern, Deportieren, Routen, Morden nimmt kein Ende. [...] Alexander II. ist die Personifikation des Absolutismus; er ist der Usurpator, der Vollstrecker, der Hauptpfeiler der Reaktion.“<sup>47</sup> Sogar sein Tod wurde herbeigesehnt: „Er verdient zu sterben für all das Blut, das er vergossen hat, für all die Leiden, die er heraufbeschworen hat.“<sup>48</sup> Sein Herrschaftssystem stehe für Gewalt und bedeute für die Revolutionäre Haft, Mord und Tod. Dagegen erfuhren russische Revolutionäre wie Nikolai Černyčvskij, dessen Kampf als gerecht bezeichnet wurde, und ihre Leidenswege große Anerkennung.<sup>49</sup>

Auch Clara Zetkin kritisierte in ihren Artikeln immer wieder das korrupte und vorverurteilende Justizsystem in Russland, während sie die Opferbereitschaft, den Kampf für die Sache und die Würdigung der Revolutionäre hochhielt. Der Despotismus des Zarenreiches ging für sie in seiner repressiven Justiz vollends auf. Es überrascht jedoch, dass Zetkin wider Erwarten dem Despotismus auch schöpferische Kraft einräumte, nämlich im Bereich der Frauenbildung und im Ausbau des Hochschulsektors.

In der NZ verfasste sie 1888 einen Artikel über „Die russischen Studentinnen“,<sup>50</sup> der sich als Nachfolgeartikel der einige Monate zuvor erschienenen Auseinandersetzungen C. Lübecks mit der Frauenbildung in Russland versteht.<sup>51</sup> Zetkin versuchte, die

44 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 1, S. 4.

45 Vgl. N. N., Zum Märtyrolog russischer Sozialisten, in: SD 2 (1880) 23, S. 3.

46 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 14, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 36, S. 4.

47 N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 1, S. 4.

48 Ebenda.

49 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau. Polen, in: SD 2 (1880) 47, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 8, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 1, S. 4; N. N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 2 (1880) 23, S. 4.

50 Klara Zetkin, Die russischen Studentinnen, in: NZ (1888) 8, S. 357.

51 Vgl. C. Lübeck, Das Frauenstudium in Rußland, in: NZ (1888) 2, S. 55–66.

Verbindungen zwischen Frauenbildung und der russischen revolutionären Bewegung herauszuarbeiten. Sie wollte einerseits die Zielsetzungen, andererseits die Repressionen des russischen Staates offenlegen. Mit dessen Rückständigkeit und seinem Despotismus begründete sie, weshalb Frauen Zugang zu Bildung und damit zu neuen Berufsmöglichkeiten erhielten.<sup>52</sup> „Derselbe Umstand, der politische Despotismus, welcher die russische Tendenzbelletristik auf eine für Westeuropa beschämende Höhe hob, wurde auch der mächtige Hebel, welcher der Bewegung für die Frauenemanzipation einen ungeahnten Schwung gab.“<sup>53</sup> Durch die Bauernbefreiung von 1861 sei den „weiblichen Studienbewegungen zum Triumph“<sup>54</sup> verholfen worden. Allerdings war die „Befreiung der Bauern [...] von dem Ruin Tausender Familien des mittleren und kleinen Adels und der damit in Verbindung stehenden Welt begleitet“.<sup>55</sup> Die Frage nach der Zukunft der Töchter stand nach Zetkins Meinung für die Gutsbesitzerfamilien im Raum. Wenn diese keinen gut situierten Ernährer fänden, würden die Eltern ihre Töchter bestenfalls an die Lehrinstitutionen schicken.

Der Vorgängerartikel nahm wiederum eine breitere Perspektive auf die gesamte Bildungslage in Russland ein und stellte eine andere und umso kritischere Ausgangsthese voran: „Die russische Despotie scheint hiernach in der That besser als ihr Ruf zu sein. Doch sie scheint es nur, sie ist in Wirklichkeit so kultur- und bildungsfeindlich, wie es eine Despotie nur sein kann.“<sup>56</sup> Zetkin beschränkte sich in ihrer Arbeit auf adelige Frauen, da deren Hochschulzugang durch den ökonomischen Druck der Bauernbefreiung ausgelöst worden sei und beispielsweise das Berufsziel der Ärztin ermögliche. In Russland bestehe die Chance für eine wahre Emanzipation der Frau, was sich im „gleiche[n] Recht auf Bildung offiziell bestätigen sollte“.<sup>57</sup> In der Frage des Hochschulzugangs galt Russland ihr als Musterbeispiel.<sup>58</sup> Sie ging sogar so weit, kaiserliche Regierungsmitglieder oder den Zaren selbst zu loben. Dem Innenminister Miljutin, der die Bauernbefreiung maßgeblich umsetzte, sprach sie „bedeutende Konzessionen“<sup>59</sup> und einen liberalen Geist zu. Durch ihn hätten die Frauen ab 1861 das Recht erhalten, an Vorlesungen teilzunehmen. Dieselbe Anerkennung zollte Zetkin

52 Klara Zetkin, Die russischen Studentinnen, in: NZ (1888) 8, S. 358 ff.

53 Ebenda S. 359.

54 Ebenda S. 360.

55 Ebenda.

56 C. Lübeck, Das Frauenstudium in Rußland, in: NZ (1888) 2, S. 56.

57 Klara Zetkin, Die russischen Studentinnen, in: NZ (1888) 8, S. 361.

58 In den Staaten des Deutschen Reiches war Frauen ein Studium an den Universitäten lange vorenthalten worden. Die Zulassung zu Hochschulen war eine der zentralen Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung. 1896 konnten Frauen in Preußen als Gasthörerinnen Vorlesungen besuchen. Ab 1900 durften Frauen sich im Groß Herzogtum Baden, ab 1903 in Bayern und erst ab 1908 in Preußen und ab 1909 in Mecklenburg an Universitäten voll immatrikulieren.

59 Klara Zetkin, Die russischen Studentinnen, in: NZ (1888) 8, S. 361.

dem Kriegsminister, der sich 1872 dafür eingesetzt habe, Frauen zum Studium an der Petersburger medizinischen Akademie zuzulassen.

Für Clara Zetkin stellte sich der Krieg Russlands gegen das Osmanische Reich 1878 als ein Emanzipationsfaktor dar. Der positive Effekt habe darin bestanden, dass Frauen als Medizinerinnen an der Front gebraucht wurden und deshalb den Beruf als Ärztin schneller ausüben durften. Aus diesem Grund war Zetkin nicht bereit, Russland wegen des Krieges zu verurteilen.<sup>60</sup> Die kriegsbedingten Anforderungen trugen auch dazu bei, dass Frauen an Universitäten in den Provinzen des Landes zum Medizinstudium zugelassen wurden. Zetkin nannte es einen „Akt einfacher Gerechtigkeit“, dass Zar Alexander II. Frauen gestattete, den akademischen Titel „Fem. med.“ zu tragen und seit Ende 1878 „den Beruf als Arzt“<sup>61</sup> auszuüben.

Zetkins Artikel ist durchsetzt von Generalisierungen, Beschönigungen und Mutmaßungen, wenn es um Russland, seine Bevölkerung und seine Studentinnen ging. Dies zeigt etwa die Aussage, dass die Besonderheiten Russlands und seines Verhältnisses zu den Frauen schon in der Stammesgesellschaft begründet gewesen seien: „Für den Russen musste die Frau in erster Linie eine tapfere, kräftige Gefährtin sein. [...] so war auch ihre Stellung andererseits dem Manne ebenbürtiger, dadurch selbständiger und freier.“ Sie glaubte sogar zu wissen, dass „das Schädelvolumen der russischen Frau seit Beginn der geschichtlichen Aera ihrer Rasse nicht abgenommen“ habe.<sup>62</sup> Der russische Mann habe die Frau und ihre Bestrebungen nach Gleichberechtigung unterstützt. Schließlich projizierte sie diese Annahme auf die: „gesamte russische Gesellschaft“.<sup>63</sup> „Die Universitätsprofessoren, sowie die russische Männerwelt im Allgemeinen gaben ein schönes Beispiel ihres Gerechtigkeitsgefühls und ihrer fortschrittlichen Gesinnung.“<sup>64</sup>

In der NZ setzte Clara Zetkin andere Themenschwerpunkte über Russland. Zwar hielt sie sich im SD noch an das Schema der Berichterstattung und verurteilte die russische Justiz und die Willkür der Despotie, fühlte sich aber – anders als ihr Mann Ossip<sup>65</sup> – nicht berufen, den sozialen Problemen in Russland oder den Lebensbedingungen der Unterschichten nachzugehen. In der Frage der Emanzipation der Frau registrierte sie die große Fortschrittlichkeit Russlands, die ihr als positives Beispiel für andere Länder galt. In der GL sollte sich diese Einschätzung fortsetzen.

60 Vgl. ebenda S. 368.

61 Ebenda, S. 369.

62 Ebenda, S. 358.

63 Ebenda, S. 365.

64 Ebenda, S. 363.

65 Vgl. Ossip Zetkin, Die barfüßige Bande. Ein Beitrag zur Kenntnis der Lage der arbeitenden Klassen in Rußland I, in: NZ (1885) 4, S. 156–164; ders., Die barfüßige Bande. Ein Beitrag zur Kenntnis der Lage der arbeitenden Klassen in Rußland II, in: NZ (1885) 5, S. 202–209.



## Die Berichterstattung über Russland in der GL und im SD von 1880 bis 1892

1892 verfasste Zetkin die Artikelserie „Die russischen Revolutionärinnen“,<sup>66</sup> die ihr anhand der Bibliografie ihres Sohns Maxim eindeutig zugeordnet werden kann. Was diese Frauen – und Russland insgesamt – für sie so besonders machte, begründet der Eingangstext. Sie rahmt ihre Darstellungen in die Entwicklung der russischen revolutionären Bewegung ein und bezieht sich auf Frauen, die zur Studentengeneration der späten 1860er- und frühen 1870er-Jahre gehörten.<sup>67</sup>

Zetkin widmete vor allem aktiven weiblichen Mitgliedern der Narodnaja Volja wie Jessa Helfmann, die in der Literatur auch unter dem Namen Hesia Helfmann bekannt wurde,<sup>68</sup> oder Sofja Perowskaja in langen, nachrufartigen Artikeln große Aufmerksamkeit. Helfmann wies für sie mehrere Besonderheiten auf: Sie kam aus einer kleinbürgerlichen Familie mit jüdischem Hintergrund und war Arbeiterin.<sup>69</sup> Trotz ihrer Benachteiligung in der Erziehung, ihrer Armut und der Gerichtsprozesse, mit denen sie konfrontiert war, trotz Haft und Verbannung habe sie ihren Bildungsdrang, den Mut zum Widerstand und die Standhaftigkeit auch als Gefangene nicht aufgegeben. Sie habe großen Mut und Hingabe bei revolutionären Aktionen in Petersburg bewiesen: „Sie übernahm das ungemein schwierige und gefahrenreiche Amt, die Herrin der Wohnung zu spielen, in welcher die Bomben hergestellt wurden, die am 13. März 1881 Alexander II. das Leben kosteten.“<sup>70</sup> Nach dem Anschlag wurde Helfmann zum Tode verurteilt, starb aber noch 1882 in Gefangenschaft. Zetkin bezeichnete sie als „Märtyrerin ihrer Überzeugungen“.<sup>71</sup>

In einem GL-Artikel aus dem Jahr 1892 zeichnet Zetkin die Entwicklung der revolutionären Bewegung in Russland nach, die zu Beginn „eine rein idealistische, friedliche Propagandabewegung [gewesen ist]. Die Regierung antwortete auf die Bestrebungen der Propagandisten durch ungeheuerliche Verfolgung. [...] Der Zarismus hatte Wind

66 Clara Zetkin, Die russischen Revolutionärinnen, in: GL 2 (1892) 1, S. 14 f.; dies., Jessa Helfmann, in: GL 2 (1892) 3, S. 31 f.; dies., Barbara Nikitin-Gendre, in: GL 2 (1892) 12, S. 103 f.; dies., Sophie Baradina, in: GL 2 (1892) 16, S. 135 f.; dies., Sophie Baradina, in: GL 2 (1892) 17, S. 143; dies. Sophie Perowskaja, in: GL 2 (1892) 21, S. 175 f.

67 Clara Zetkin, Die russischen Revolutionärinnen, in: GL 2 (1892,) 1, S. 14.

68 Vgl. Braukmann, Die „jüdische Frage“, S. 240, 249, 251, 253 ff., 258. Braukamann zitiert in ihrer Arbeit den genannten Artikel aus der GL. Es entgeht ihr aber, dass Clara Zetkin die Autorin war. Braukamann untersucht die „jüdische Frage“ in der proletarischen Frauenbewegung. Sie weist nach, dass Helfmann eine „unbekannte Heldin“ unter den russischen Revolutionären war, aber als Vorbild für die deutsche proletarische Frauenbewegung diene. Des Weiteren hebt sie hervor, dass in dieser Darstellung in der GL antijüdische Motive in der deutschen Sozialdemokratie und in einem anderen Zusammenhang auch direkt bei Zetkin zu finden sind.

69 Vgl. Clara Zetkin, Jessa Helfmann, in: GL 2 (1892) 3, S. 31 f., hier S. 31.

70 Ebenda.

71 Ebenda.



gesät, was Wunder, daß er Sturm erntete.“<sup>72</sup> Die Repressionen des Zarismus gegenüber den Bestrebungen nach gesellschaftlichen Veränderungen seien für das Aufkommen des Terrorismus verantwortlich. Zetkin porträtierte Sofja Perowskaja, die die repressiven Sanktionen des Staates nach dem Attentat auf Alexander II. am eigenen Leib zu spüren bekam: „An Opfermut, Pflichttreue, Hingabe und Begeisterung für die Sache ihren Gesinnungsgenossen und Genossinnen gleich, übertraf sie die meisten von ihnen an Schärfe und Weite des Blicks.“<sup>73</sup> Aus dem Artikel über Helfmann übernahm Zetkin den erzählerischen Aufbau und die Narrative, um sodann die persönlichen Eigenschaften von Sofja Perowskaja herauszuarbeiten und letztlich die Einheit beider Frauen und der revolutionären Bewegung zu unterstreichen. Gerade auch, weil Perowskaja aus dem Hochadel stammte und auf ihre Privilegien verzichtete, war sie für die Autorin das Paradebeispiel dafür, wie der Despotismus aus einer Propagandistin eine Terroristin machte.<sup>74</sup> Zetkins Verständnis und Begeisterung für die Anhängerinnen der Naraodja Volja sind im Jahr 1892 eindeutig zu erkennen, was jedoch elf Jahre zuvor in der deutschen Sozialdemokratie keineswegs der Fall war.

Der Bombenanschlag auf Alexander II. vom 13. März 1881 füllte im SD ganze Ausgaben und bestimmte monatelang die Diskussionen. Das Attentat rief einerseits Jubelstürme hervor: „Noch nie war ein Todesurteil so gerechtfertigt als dieses.“<sup>75</sup> Andererseits kam es zu heftigen Auseinandersetzungen in der russischen revolutionären Bewegung und ebenso in der deutschen Sozialdemokratie. Einige Sozialisten befürchteten, dass die Regierung Bismarcks noch härtere Repressionen gegen die Partei und die Arbeiterbewegung ergreifen würde. Andere waren der Meinung, dass schon die Sozialistengesetze eine Radikalisierung der Bewegung bewirkt hätten.<sup>76</sup> Wilhelm Liebknecht kommentierte im Reichstag, dass Bismarcks Politik zu einem „pro Nihilismo“<sup>77</sup> führen würde, was bedeute, dass die Terrorgefahr dadurch befördert werde. Andere warnten vor einer Radikalisierung der deutschen Arbeiterbewegung bei steigender Repression und der Aufrechterhaltung der Sozialistengesetze: Es gelte zu vermeiden, dass es im Reich zu „russischen Zuständen“<sup>78</sup> kommen würde.

August Bebel war im Reichstag gezwungen, die Ausführungen des SD zu rechtfertigen, nachdem er von politischen Gegnern beschuldigt worden war, zu stark mit dem

72 Clara Zetkin, Sophie Perowskaja in: GL 2 (1892) 21, S. 175 f., hier S. 176.

73 Ebenda, S. 175.

74 Vgl. ebenda, S. 176.

75 Leo, Das Ende Alexander des Zweiten, in: SD 3 (1881) 12, S. 2; N.N., Sozialpolitische Rundschau. Russland, in: SD 3 (1881) 13, S. 2 f.

76 N.N., Zum „Attentat“. Aus Mitteldeutschland, in: SD 3 (1881) 13, S. 2.

77 Brief eines Achtundvierzigers. Attentat und „Attentate“, in: SD 3 (1881) 14, S. 1. Mit Nihilismo wurde in der deutschen Presse der radikale, terroristische Zweig der russischen revolutionären Bewegung der Zemlja i Volja bezeichnet. Generell wurde der Begriff aber auch gebraucht, um die radikalsozialistischen Bestrebungen in Russland insgesamt zu charakterisieren.

78 Ebenda.

Attentat zu sympathisieren.<sup>79</sup> Schon vor dem Anschlag war er kritisch gegenüber den „Nihilisten“ eingestellt: „Verlangt man von mir eine Solidaritätserklärung mit dem russischen Nihilismus, so müßte ich diese einfach ablehnen. Der russische Nihilismus ist einzig in der Negation, er ist einzig in der Übereinstimmung, das gegenwärtig in Rußland herrschende System zu stürzen, einerlei durch welche Mittel. Positive Berührungspunkte aber hat der russische Nihilismus mit dem deutschen Sozialismus nur sehr wenige.“<sup>80</sup>

Demnach distanzierte sich die Spitze der deutschen Sozialdemokratie aufgrund ihrer Skepsis gegenüber der politischen Entwicklung der russischen revolutionären Bewegung und angesichts des politischen Echos auf das Attentat vom radikalen russischen Flügel.<sup>81</sup> Vielmehr setzte sie auf Wahlen und demokratische Verfahren.<sup>82</sup> Die radikalen Strömungen in Deutschland und Russland schienen geeignet, die Sozialistengesetze weiter anzuprangern, die nach Meinung Liebknechts und Bebels Terrorakte provozieren würden. Man arbeite realpolitisch weiter auf die Abschaffung der Sozialistengesetzen hin, um „russische Zustände“<sup>83</sup> im Reich zu verhindern.<sup>84</sup> Über Jahre hinweg reichten Liebknecht und Bebel im Reichstag Anträge zur Abschaffung der Sozialistengesetze ein. Russland diene dabei als Negativbeispiel.<sup>85</sup> Das Narrativ, das in Deutschland über Russland aufgemacht wurde, war das einer unfähigen politischen Führung. Die Meinung verbreitete sich, dass in Russland allgemein „Anarchie“<sup>86</sup> herrsche. Das Bild von der politischen und gesellschaftlichen Rückständigkeit Russlands stieß in der Folge auf große Resonanz.

Zetkin aber distanzierte sich keineswegs von ihren Auffassungen über die Revolutionärinnen. Sie übernahm in ihren Artikeln in der GL auch nicht die Positionen des SD und bekannter Sozialdemokraten. Die Revolutionärinnen, von denen viele aus den russischen bürgerlichen und adeligen Schichten stammten, waren für sie die Geschlagenen und Gemarterten. Es waren die vom Zarenregime Verbannten und zum Tode Verurteilten, die für Freiheit und Emanzipation in Russland kämpften. Sie strebten nach Bildung und Wissen, studierten im In- und Ausland, setzten sich mit Literatur und den sozialistischen Schriften auseinander und traten für die Frauenbewegung ein. Während in Russland die revolutionäre Bewegung alle Schichten umfasste, taten sich in Deutschland Konflikte zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung auf.

79 August Bebel, Aus der Rede unseres Genossen Bebels, in: SD 3 (1881) 16, S. 1 f.

80 August Bebel, Ein Wort zur Aufklärung, in: SD 2 (1880) 13, S. 1 f.

81 Vgl. N.N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 3 (1881) 28, S. 2.

82 Vgl. Briefe eines Achtundvierzigers, in: SD 3 (1881) 22, S. 1 f.

83 Liebknechts Rede über die Verlängerung der Sozialistengesetze, in: SD 5 (1884) 6, S. 2.

84 Wilhelm Liebknecht, Die Sozialdemokratie und die Ausnahmegesetze, in: SD 5 (1883) 5 S. 1 f.; N.N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 6 (1884) 13, S. 2.

85 Vgl. N.N., Die Sozialdemokratie und die Ausnahmegesetze, in: SD 5 (1883) 11, S. 1 f.; N.N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 6 (1884) 4, S. 3; N.N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 16, S. 2; N.N., Aus der Rede Bebels zum neuen Sozialistengesetz, in: SD 10 (1888) 9, S. 2.

86 N.N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 3 (1881) 27, S. 3.

Zetkin gelangte zu der Überzeugung: „Die deutschen Proletarierinnen werden nicht das Schauspiel erleben, daß Hunderte und Tausende Frauen der oberen Zehntausend in ihre Reihen treten. [...] Die deutschen Proletarierinnen sind für ihren Befreiungskampf von Ausnahmen abgesehen einzig und allein auf ihre Klassengenossen und Klassengenossinnen angewiesen.“<sup>87</sup>

Mit dieser Stellungnahme distanzierte sich Zetkin von der deutschen Frauenbewegung,<sup>88</sup> der sie ihr Idealbild der russischen adeligen und bürgerlichen Frauen entgegenstellte. Denn diese verzichteten bewusst auf ihre Reichtümer und Privilegien, propagierten enthusiastisch und leidenschaftlich sozialistische Werte. Sie kämpften später im Untergrund, verübten Anschläge und setzten sich zur Wehr gegen Unterdrückung, Polizeigewalt und Willkürjustiz. In ihren weiteren Porträts von revolutionären russischen Frauen tauchten all diese Eigenschaften wiederholt auf.<sup>89</sup> Zetkin bewertete die Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft sowie den Drang nach Veränderung als einzigartig in Europa. Russische Frauen stünden „hoch über dem Durchschnitt unserer bürgerlichen Frauenrechtlerinnen Westeuropas“.<sup>90</sup> Den von ihr begeistert gefeierten Enthusiasmus, die Leidensfähigkeit und die kompromisslose Selbstaufgabe hielt sie für natürliche russische Eigenschaften, die sie auf die Ursprünglichkeit des Landes zurückführte. Sie sprach nicht von Anarchie, stattdessen flammte in ihr die Hoffnung auf die „russische gebildete Jugend“<sup>91</sup> und „eine Wiedergeburt des Landes“<sup>92</sup> auf. Die Frauen waren für Zetkin das Symbol eines Russlands ohne Zaren und Gewalt. Sie standen für Selbstverwirklichung und Emanzipation und vertraten ihre Werte „mit der Überzeugungstreue, dem Entsagungsmuth von Aposteln“.<sup>93</sup>

## Russland in der Berichterstattung der GL und des SD von 1886 bis 1900

Seit 1893 brach in der GL eine längere Phase an, in der nicht über Russland berichtet wurde. Auch Zetkin verfasste weniger Texte über das Land. Für das Jahr 1894 verzeichnet die Datenbank nur fünf Treffer, darunter „Der Deutsch-Russische Handelsvertrag“, den man ihr aber laut Bibliografie nicht unbedingt zurechnen kann.<sup>94</sup> Für das Jahr

87 Clara Zetkin, Die russischen Revolutionärinnen, in: GL 2 (1892) 1, S. 14.

88 Vgl. Braukmann, Die „jüdische Frage“, S. 245 f.

89 Clara Zetkin, Barbara-Nikitin-Gendre, in: GL 2 (1892) 12, S. 103 f.; dies., Sophie Bardina, in: GL 2 (1892) 16, S. 135 f.; dies., Sophie Bardina. (Schluss), in: GL 2 (1892) 17, S. 143 f.

90 Clara Zetkin, Die russischen Revolutionärinnen, in: GL 2 (1892) 1, S. 14.

91 Ebenda.

92 Ebenda, S. 15.

93 Ebenda.

94 Vgl. N. N., Der Deutsch-Russische Handelsvertrag, in: GL 4 (1894) 7, S. 51 f., hier S. 51; BArch, NY 4005/55, Bl. 6.

1896 lässt sich kein Artikel finden.<sup>95</sup> Das Jahr 1895 hingegen wies mehrere Beiträge über Russland auf, die in der Rubrik „Kleine Nachrichten“ veröffentlicht wurden.<sup>96</sup> Darin widmete Zetkin sich Themen wie Hochschulzugang und Medizinstudium von Frauen sowie der Rückständigkeit Deutschlands in diesen Bereichen.<sup>97</sup> Jedoch tauchen diese Arbeiten in der Bibliografie Maxim Zetkins nicht auf.<sup>98</sup>

In der Ausgabe vom 7. Juli 1897 wurde der Name der Rubrik „Kleine Nachrichten“ in „Notizentheil“ geändert und mit dem Untertitel „Von Lilly Braun und Klara Zetkin“<sup>99</sup> versehen. Dadurch lassen sich Zetkin und Lilly Braun weitere Artikel zu Russland zuschreiben. Es wurden Themen gesetzt, die sich wie in den vor zwei Jahren erschienenen Ausgaben mit sozialen und rechtlichen Fragen wie dem (Jugend-)Arbeitsrecht in Russland befassen.<sup>100</sup> Auch ging es um die medizinische Ausbildung von Frauen und ihre Arbeit im Finanzwesen.<sup>101</sup> Lilly Braun und Clara Zetkin konnten berichten, dass der Arbeitstag für Arbeiter in der Schwerindustrie und den Bergwerken ab dem Jahr 1898 auf elfeinhalb Stunden und die Nachtarbeit auf zehn Stunden begrenzt wurde. Auch durfte fortan nicht mehr an Sonn- und Feiertagen gearbeitet werden. Zetkin stellte zufrieden fest, dass das Gesetz „vielen russischen Proletariern eine große Erleichterung“ gebracht habe. Die Reformen seien errungen worden „durch die Kämpfe der Petersburger Arbeiter. Diese Kämpfe erhalten, Dank des Wirkens der jungen russischen Sozialdemokratie, mehr und mehr einen zielbewußten Inhalt und eine klare Richtung.“<sup>102</sup> Die Arbeiter und die russische Sozialdemokratie seien mit der Umsetzung dieser Reformen auf einem positiven Entwicklungsweg. Für die Textil- und Modeindustrie und die Schneiderwerkstätten wurde in Petersburg der Achtstundentag beschlossen. Im Vergleich zu Deutschland gehe Russland „neuerdings in Sachen des Arbeiterschutzes energischer vor“.<sup>103</sup>

Seitenhiebe auf die deutsche Politik fielen in Bezug auf die Frauenförderung: „In Deutschland sind wir in Sachen des Frauenstudiums noch nicht einmal so weit wie das ‚barbarische‘ Rußland!“<sup>104</sup> Zetkin spielte dabei ironisch auf die von der deutschen Politik und auch der sozialdemokratischen Presse immer wieder vorgebrachte Behauptung von der Rückständigkeit Russlands an. Für sie nahm Russland dagegen in den Bereichen Frauenemanzipation, Bildung, Medizin und Arbeitsrecht eine Vorreiterposition

95 Vgl. <https://fes.imageaware.de/fes/web/>.

96 Kleine Nachrichten, in: GL 5 (1895) 9, S. 72.

97 Kleine Nachrichten. Frauenstudium in Rußland: in: GL 5 (1895) 12, S. 96; Kleine Nachrichten. Errichtung einer medizinischen Hochschule für Frauen, in: GL 5 (1895) 16, S. 128.

98 Vgl. BArch, NY 4005/55, Bl. 9–12.

99 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 7 (1897) 14, S. 111.

100 Lilly Braun/Klara Zetkin: Notizentheil, in: GL 7 (1897) 16, S. 127.

101 Lilly Braun/Klara Zetkin: Notizentheil, in: GL 7 (1897) 19, S. 152.

102 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 7 (1897) 16, S. 127.

103 Ebenda.

104 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 7 (1897) 19, S. 152.

ein, während sie Deutschland umgekehrt als rückständig bezeichnete. Selbst in den männerdominierten staatlichen Stellen für Wertpapiere seien in Russland ganze Abteilungen mit Frauen besetzt.<sup>105</sup> Neue medizinische Institute wie jenes in Petersburg seien auch für Moskau und Warschau geplant.<sup>106</sup>

Die Geschichte der Emanzipation der Frau schien in den Augen Zetkins in Russland ihren Höhepunkt erreicht zu haben: „Aber erst im achtzehnten Jahrhundert gewann das russische Weib endlich seine vollständige Freiheit und mit den Jahren haben die russischen Gesetze den Frauen immer mehr Rechte eingeräumt, so daß sie jetzt wohl außer den Engländerinnen die begünstigteste Stellung unter allen europäischen Frauen einnehmen.“<sup>107</sup> Zetkin zeigte sich von dieser Situation derart angetan, dass sie auch im Notizenteil der Zeitung über nahezu nichts anderes berichtete. Immer wieder präsentierte sie Russland in den Fragen des Frauenstudiums, der Medizin und der wirtschaftlichen Freiheiten als Vorbildnation auch und gerade für Deutschland.<sup>108</sup> In der Datenbank konnte lediglich ein negativer Kommentar von Braun und Zetkin gefunden werden, der sich auf die schlechten Arbeitsverhältnisse der Eisenbahnerinnen in Nischni Novgorod bezog.<sup>109</sup> Der Großteil der Berichterstattung in dieser Zeit drehte sich jedoch um Erfolgsmeldungen in der Hochschulbildung und betraf Frauen, die entweder aus der Aristokratie oder aus bürgerlichen Verhältnissen stammten. Die Situation der Frauen in der Bauern- und Arbeitergesellschaft lag zu diesem Zeitpunkt nicht in ihrem journalistischen Interessenbereich.

„In Rußland empfindet das junge Mädchen nicht den Familiendruck“,<sup>110</sup> schrieben Braun und Zetkin in einem Artikel des Jahres 1898. Damit bezogen sie sich auf die positiven Studienmöglichkeiten für russische Frauen. Die historische Forschung hat dagegen betont, dass das Studium im In- und Ausland für russische Frauen mit hohen Kosten und großen Hindernissen verbunden war.<sup>111</sup> Auch hier glich Zetkins Russlandbild eher einem Wunschdenken als der Realität. Ihre Perspektive wich von der Sichtweise anderer sozialdemokratischer Presseorgane wie des SD deutlich ab, der in seinen letzten Jahren die politische und soziale Lage in Russland wesentlich kritischer beurteilte.

105 Ebenda.

106 Lilly Braun/Klara Zetkin: Notizentheil, in: GL 8 (1898) 4, S. 31.

107 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 8 (1898) 11, S. 88.

108 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 8 (1898) 16, S. 128; dies., Notizentheil, in: GL 9 (1899) 4, S. 32; dies., Notizentheil, in: GL 9 (1899) 12, S. 96; dies., Notizentheil, in: GL 9 (1899) 14, S. 111; dies., Notizentheil, in: GL 9 (1899) 15, S. 120.

109 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 9 (1899) 17, S. 133.

110 Lilly Braun/Klara Zetkin, Notizentheil, in: GL 8 (1898) 11, S. 88.

111 Vgl. Bianka Pietrow-Enker, Rußlands „neue Menschen“. Die Entwicklung der Frauenbewegung von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 221 ff.; Braukmann, Die „jüdische Frage“ S. 243.

Die sogenannte Bulgarienkrise der 1880er-Jahre drohte das politische Gleichgewicht der europäischen Großmächte auszuhebeln. Aufgrund der Auseinandersetzungen zwischen Zar Alexander III. und dem im Jahr 1879 gewählten Regenten von Bulgarien Alexander von Battenberg, der bulgarischen Nationalbestrebungen und des steigenden Einflusses Englands und Österreichs in der Region sah sich Russland nun „berufen“, mit einem Putsch die alte Ordnung wiederherzustellen.<sup>112</sup> Schon mit der Besetzung des freien bulgarischen Hafens in Batum im Juli 1886 verstieß Russland offen gegen die Beschlüsse des Berliner Kongresses und wurde vom SD als „Störenfried“<sup>113</sup> bezeichnet. Noch vor dem Putsch stand für die sozialdemokratische Zeitung fest: „Rußland ist in ganz besonderem Maße eine Gefahr für seine Nachbarn. Seine despotische Regierung muß von Zeit zu Zeit die Augen des Volks von den Zuständen im Innern auf irgend einen äußeren ‚Feind‘ ablenken. War es gestern der Türke, der Engländer, so wird es morgen der Deutsche sein.“<sup>114</sup>

Im Kontext der Krise bauten sich auch im Deutschen Reich Befürchtungen auf, dass Russland auf die Idee kommen könnte, „unterdrückte Völker zu befreien“ oder irgend eine ähnliche zivilisatorische Mission [zu entdecken].<sup>115</sup> Der SD verurteilte das expansive Streben des Zarenreichs scharf und vertrat die Auffassung, dass ein despotisches politisches System nicht anders könne, als den Frieden zu bedrohen, um seine inneren Probleme zu übertünchen.<sup>116</sup> Die Zeitung, die das kaiserliche Russland stets als ideologischen Gegner betrachtete, bewertete den Zaren nun als Feind der deutschen Nationen, die es trotz aller Repressionen durch das Sozialistengesetz zu schützen gelte. Der SD forderte darüber hinaus vom Deutschen Reich, eine aktive Rolle einzunehmen, um Russland in Bulgarien Einhalt zu gebieten. Bismarcks Reaktionen auf die russischen Machtansprüche seien zu zögerlich.<sup>117</sup>

Nach dem Sturz des bulgarischen Regenten publizierte der SD über Monate Artikel, die Russland als Kriegstreiber, Vertragsbrecher und Gefahr für den Frieden anprangerten. Einige der Vorwürfe weisen Parallelen zur gegenwärtigen Situation auf, etwa wenn scharfe Kritik an der russischen Presse geäußert wurde: „Die russische Regierung und die russische Hetzpresse sind eins, in Rußland kann kein Blatt hetzen, wenn es der Regierung nicht beliebt.“<sup>118</sup> Der eigentliche Putsch Ende August wurde als „Palastrevo- lution“ oder „Staatsstreich“<sup>119</sup> bezeichnet, da der Zar „den gesetzmäßigen Fürsten dieses

112 Vgl. Manfred Hildermeier, *Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution* 2. Aufl., München 2013, S. 885, S. 1090 ff.

113 N. N., *Der Störenfried*, in: SD 8 (1886) 31, S. 1.

114 Ebenda.

115 Ebenda.

116 Vgl. N. N., *Sozialpolitische Rundschau*, in: SD 8 (1886) 34, S. 2.

117 Vgl. N. N., *Sozialpolitische Rundschau*, in: SD 8 (1886) 35, S. 2.

118 Ebenda.

119 Ebenda; N. N., *Sozialpolitische Rundschau*, in: SD 8 (1886) 35, S. 2

Landes auf höchst ungesetzliche Weise [habe] stürzen lassen“.<sup>120</sup> Der Konflikt erweckte den Nationalgeist der Sozialdemokraten: „Den Battenberger um eines russischen Werkzeugs willen fallen zu lassen, das ist eine Politik, die einem wirklich national gesinnten Deutschen die Schamröhre in's Gesicht treiben müßte.“<sup>121</sup> Für die Sozialdemokraten waren der Status Deutschlands in Europa und sein Einfluss auf der Weltbühne durch die bismarcksche Politik zu eng mit Russland verzahnt.

Der SD äußerte in der Folge weiterhin Kritik an der deutschen Außenpolitik. Deutschland wurde als Büttel russischer Interessen dargestellt.<sup>122</sup> Die Außenpolitik, die als Königsdisziplin des Reichskanzlers galt, erlitt mit der Bulgarienkrise und dem Vorgehen Russlands Risse. Der SD nutzte dies politisch für sich und befeuerte das Bild einer gescheiterten deutschen Außenpolitik, verbunden mit einer Anklage gegen den russischen Despotismus.<sup>123</sup> Für die Sozialdemokraten war klar, dass die russischen Eroberungspläne und die bismarcksche Außenpolitik die Souveränität und Stabilität der Länder auf dem Balkan gefährde und damit den Frieden in Europa bedrohe.

## Resümee

Clara Zetkin kritisierte in ihren Artikeln zu Russland weder dessen Kriege, das imperialistische Streben noch die soziale Lage. Sie blickte fast ausschließlich auf die für sie im europäischen Vergleich überaus fortschrittliche Politik in der Emanzipationsfrage. Dabei folgte sie in ihren Beiträgen nicht den Narrativen des SD oder der deutschen Sozialdemokratie. Nationales Pathos oder machtpolitische Motive tauchten bei ihr nicht auf. Sie attestierte dem russischen Staat positive Eigenschaften im Bereich der Bildung und Gleichberechtigung, ließ dabei in ihrer Berichterstattung andere politische und gesellschaftliche Segmente weitgehend außer Betracht und setzte sich damit vom Russlandbild der sozialdemokratischen Exilpresse ab. Obwohl sie auch Kritik am russischen Staat übte, kam sie zu der Überzeugung, dass sich die Despotie positiv auf die Emanzipation der Frau ausgewirkt habe, was für sie kein Widerspruch zu sein schien. Sie beurteilte den russischen Staat letztlich positiver, als sie an Alexandra Kollontai in ihrem eingangs zitierten Brief schrieb.

Zetkins Fokus galt den Frauen des Adels und des Bürgertums sowie den Akteurinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, die Freiheiten für sich einforderten, auslebten und stetig vergrößerten. Die Frauenbewegung in Russland, die klassen- und geschlechtsübergreifend agierte und gegen den Despotismus im Zarenreich sowie für

120 N. N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 35, S. 2.

121 Ebenda.

122 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 37, S. 3.

123 Vgl. N. N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 35, S. 2; N. N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 36, S. 3; N. N., Sozialpolitische Rundschau, in: SD 8 (1886) 37, S. 2.



gesellschaftliche Veränderung und Emanzipation einstand, war für Zetkin Idealtyp und Leitbild. Sie sah im kompromisslosen Veränderungs- und Kampfeswillen der revolutionären Protagonisten und Protagonistinnen einen Ausdruck der Ursprünglichkeit Russlands und seiner Menschen. An Kollontai schrieb sie 1914: „Wie freue ich mich über Ihren energischen Kampf gegen den Imperialismus und für den Frieden. Daß sie ihn teuer bezahlen müssen, werden Sie nicht anfechten, wozu wären Sie Russin? Ich fühle von ganzem Herzen mit Ihnen.“<sup>124</sup>

Zetkins Haltung gegenüber Russland, seiner Bevölkerung und besonders gegenüber der Frauenbewegung war von großer Sympathie geprägt, auch wenn ihr Wissen über Land und Leute, historische und gesellschaftliche Zusammenhänge begrenzt blieb. Zum Thema Russland vertrat sie eine grundsätzlich andere Position als die deutsche Sozialdemokratie und der SD.

124 Clara Zetkin an Alexandra Kollontai, 3. 12. 1914, in: Marga Voigt (Hrsg.), Clara Zetkin, S. 65.



Maria Neumann

## In zweifelhafter Gesellschaft?

Adolf Arndt und August-Martin Euler –  
Zwei vergangenheitspolitische Akteure der ersten documenta 1955

Die documenta fand erstmals 1955 im Rahmen der Bundesgartenschau in Kassel statt. Als internationale Ausstellung für moderne Kunst zielten ihre Initiatoren darauf ab, die „durch die Nationalsozialisten verfolgte Avantgarde nach Deutschland zurückzuholen“ und damit die Erinnerung an den Nationalsozialismus zu verdrängen.<sup>1</sup> Tatsächlich war die Kunstschau ein großer Publikumserfolg, und so wurde bereits 1959 die documenta 2 veranstaltet. In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Ausstellungsserie dann zu einer der bedeutendsten Expositionen für Gegenwartskunst weltweit. Die kontaminierten Ursprünge der documenta wurden vor dem Hintergrund dieser Erfolgsgeschichte jedoch weder erinnert noch reflektiert. Erst in den 2010er-Jahren wurde publik, dass Personen der Gründungsgeneration Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen gewesen waren.<sup>2</sup>

In der „Gesellschaft Abendländische Kunst des XX. Jahrhunderts e. V.“, wie der Trägerverein der ersten documenta offiziell hieß, kamen Opfer, Mitläufer und Täter des Nationalsozialismus unter dem Dach einer Institution zusammen.<sup>3</sup> Um zu veranschaulichen, wie und unter welchen Umständen sie sich auf ein gemeinsames Ziel verständigen, darauf hinarbeiten und die erste documenta verwirklichen konnten, sollen im Folgenden zwei Akteure näher betrachtet werden: Adolf Arndt und August-Martin Euler.

Es geht also explizit nicht um die nachgerade verehrten Gründerväter der documenta, Arnold Bode und Werner Haftmann, weil die Erinnerung an beide den Blick auf die historischen Zusammenhänge verengen würde. Auch sollen die ehemaligen

1 documenta. Retrospektive, <https://www.documenta.de/de/retrospective/documenta> [3. 1. 2024].

2 Vgl. Mirl Redmann, Das Flüstern der Fußnoten. Zu den NS-Biografien der documenta Gründer\*innen, in: documenta Studien 9 (2020), S. 3–20.

3 Vgl. Verein Abendländische Kunst des 20. Jahrhunderts, 28.4.1954, documenta archiv, AA d01 11; Gregor Wedekind, Abstraktion und Abendland: Die Erfindung der documenta als Antwort auf „unsere deutsche Lage“, in: Nikola Doll/Ruth Heftrig/Olaf Peters/Ulrich Rehm (Hrsg.), Kunstgeschichte nach 1945. Kontinuität und Neubeginn in Deutschland, Köln/Weimar/Wien 2006, S. 165–181.

NSDAP-Mitglieder in den Reihen der documenta-Gründer nicht im Fokus stehen. Legt man den Akzent allein auf diese Frage, wird zu leicht der Anschein erweckt, dass Täterschaft im Nationalsozialismus die Mitgliedschaft in der NSDAP voraussetzte.<sup>4</sup>

Mit Arndt und Euler werden stattdessen ganz bewusst zwei Gründungsfiguren betrachtet, die bei der ersten documenta in der zweiten Reihe standen oder, angelehnt an Erving Goffman, auf der Hinterbühne agierten.<sup>5</sup> Beide besetzten in der jungen Bundesrepublik wichtige Positionen auf der politischen Vorderbühne. Ihre daraus resultierenden Einflussmöglichkeiten kennzeichnen ihre Bedeutung für die Ausstellung. Arndt und Euler zählten zweifellos nicht zu den Ideengebern, aber sie waren essenziell wichtig, wenn es darum ging, das Unternehmen documenta zu realisieren: Sie verfügten über direkte Zugänge zu politischen Akteuren und Institutionen und waren mit den Praktiken politischer Kommunikation vertraut. Bode und Haftmann waren auf Netzwerker wie sie angewiesen.

Ausgehend davon soll anhand von Arndt und Euler gezeigt werden, warum die documenta als Kunstaussstellung von Anfang an auch ein politisches Projekt mit einer vergangenheitspolitischen Agenda war und als solches bis heute nicht nur kunsthistorisch bedeutend ist. Dass Arndt oder Euler bislang von der documenta-Forschung weitgehend vernachlässigt wurden und die Aufmerksamkeit sich stattdessen auf Bode oder Haftmann konzentriert hat, erscheint in diesem Zusammenhang als Ausdruck der Erwartungshaltung, dass das Kunstfeld idealtypisch nicht von Politikerinnen und Politikern, Interessenverbänden oder Unternehmerinnen und Unternehmern besetzt werden sollte.<sup>6</sup>

Die folgenden Ausführungen basieren auf einer breiten Quellenbasis. Neben Beständen aus diversen Archiven zählen dazu gedruckte Primärquellen wie Ego-Dokumente oder Bundestags-Plenarprotokolle sowie zeitgenössische Medienbeiträge. Zudem greift dieser Text auf die umfangreiche Sekundärliteratur zur Geschichte der documenta, der Politik- und Parlamentsgeschichte der frühen Bundesrepublik sowie kultur- und sozialhistorische Forschungen zurück. Nach den Kurzbiografien von Arndt und Euler werden ihre Interessen als Politiker in vergangenheitspolitischen Fragen untersucht. Im Anschluss steht die Frage im Mittelpunkt, inwieweit ihr Engagement für die documenta 1955 davon geprägt war.

4 Vgl. Janosch Steuer, „Zweiundvierzig“. Nazis zählen als unsinniges Ritual, in *Geschichte der Gegenwart*, 24. 2. 2021, <https://geschichtedergegenwart.ch/zweiundvierzig-nazis-zaehlen-als-unsinniges-ritual-der-vergangenheitsbewaeltigung/> [27. 1. 2023].

5 Annett Entzian, Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*, in: Claus Leggewie/Dariusz Zifonun/Anne-Katrin Lang/Marcel Siepmann/Johanna Hoppen (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Kulturwissenschaften*, Bielefeld 2012, S. 84–86.

6 Vgl. Christian Drobe, *Grenzen der Freiheit? Werner Haftmann und die frühen Kunstdebatten im Jahresring*, in: *Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik* 34 (2002), S. 129–144.

## Biografische Notizen

Karl Otto Adolf Arndt wurde am 12. März 1904 im damaligen Königsberg (Ostpreußen) als Sohn eines konvertierten Juden in eine großbürgerliche Familie hineingeboren.<sup>7</sup> Nach dem Abitur studierte er Rechtswissenschaften und Nationalökonomie in Marburg und Berlin. Schon im Jahr 1926 schloss er seine Promotion ab.<sup>8</sup> Im selben Jahr fand die Hochzeit mit Ruth Helbing statt. Sie war Pianistin und führte ihren Mann in das Berliner Kulturleben ein.

Bis 1933 arbeitete Arndt als Rechtsreferendar, Rechtsanwalt und Richter in Marburg und Berlin.<sup>9</sup> Als Jurist fiel er früh durch seinen Einsatz für Grund- und Menschenrechte auf. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde sein Werdegang jedoch jäh unterbrochen. Arndt musste aus dem Staatsdienst ausscheiden und arbeitete ab 1933 als Rechtsanwalt in Berlin. Obwohl es für ihn aufgrund der nationalsozialistischen Rassenideologie immer schwieriger wurde, seinen Beruf auszuüben, wollte er Deutschland nicht verlassen. 1943 wurde er dienstverpflichtet und als Rechnungsprüfer in den Berliner Askania-Werken eingesetzt.<sup>10</sup> Ein dreiviertel Jahr später folgte ein Verpflichtungsbescheid der Organisation Todt. Ende Juli 1944 wurde Arndt im Rahmen der „Aktion Hase“ ins Saarland gebracht, wo er abermals als Rechnungsprüfer Zwangsarbeit leisten musste. Im Januar 1945 gelang ihm von dort die Flucht. Das Kriegsende erlebte er mit seiner Frau und Tochter in Hessen.<sup>11</sup> Unmittelbar danach konnte Arndt wieder im Staatsdienst arbeiten. Er wurde Oberstaatsanwalt in Marburg und war ab November 1945 Ministerialrat im hessischen Justizministerium. Im Jahr darauf trat er in die SPD ein. Der Partei fühlte er sich verbunden, weil die sozialdemokratischen Abgeordneten im März 1933 gegen das sogenannte Ermächtigungsgesetz gestimmt hatten. 1949 wurde er als Direktkandidat des Wahlkreises Hersfeld-Hünfeld-Rotenburg in den ersten Bundestag gewählt.

Arndt trat als Kunstliebhaber und -kritiker in Erscheinung, der gemeinsam mit seiner Ehefrau Kontakte und Freundschaften zu namhaften Künstlern wie Oskar Kokoschka oder Karl Schmidt-Rottluff unterhielt.<sup>12</sup> Am 8. Juni 1964 wurde er zum Ehrenmitglied

7 Siehe zu Adolf Arndt: Universitätsarchiv Marburg 307b Nr. 1164.

8 Ebenda.

9 Vgl. Dieter Gosewinkel, *Adolf Arndt. Die Wiederbegründung des Rechtsstaats aus dem Geist der Sozialdemokratie (1945–1961)*, Bonn 1991, S. 30 und S. 38 f.

10 Dekan an den Verwaltungsdirektor der Universität, 24. 4. 1933, Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Jur. Fak.01, 0579; Gosewinkel, *Adolf Arndt*, S. 56–62.

11 Zur „Aktion Hase“: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, Bd. 11, bearbeitet von Lisa Hauff, Berlin 2020, S. 501; Gosewinkel, *Adolf Arndt*, S. 63.

12 Siehe Gerhard Beier, *Zur Geschichte der hessischen Arbeiterbewegung durch einhundertfünfzig Jahre (1834–1984)*. Vom Hessischen Landboten und Georg Büchner über den Volksstaat Hessen und Wilhelm Leuschner zum Großen Hessenplan und Georg August Zinn.

der Akademie der Künste in West-Berlin ernannt.<sup>13</sup> Im selben Jahr übernahm er den Vorsitz des Deutschen Werkbunds. Im politischen Bereich galt er als „Kronjurist der SPD“ und einer der wichtigsten Urheber des Grundgesetzes.<sup>14</sup> Seinen Lebensabend verbrachte Adolf Arndt in Kassel, wo er 1971 starb. Heute ist er weitgehend vergessen.<sup>15</sup>

August-Martin Euler wurde am 9. Mai 1908 in Kassel geboren. Er studierte Rechts- und Staatswissenschaften in Marburg, Göttingen und Wien.<sup>16</sup> Nach Stationen als Anwaltsassessor nahm Euler mit Beginn des Zweiten Weltkriegs eine Tätigkeit als juristischer Mitarbeiter bei der IG Farben in Berlin auf, wo er der Dienststelle Prof. Dr. Krauch zugeteilt wurde.<sup>17</sup> Kurz darauf, im Januar 1940, heiratete er Doreen Hoffmann, die Tochter eines Kasseler Fabrikdirektors.

Eulers Vorgesetzter in Berlin, der Chemiker Carl Krauch, war einer der führenden Wirtschaftsmanager im Nationalsozialismus. Euler war für ihn in der Rechtsabteilung tätig, wo er nachweislich tiefe Einblicke in die nationalsozialistische Rüstungs- und Wirtschaftspolitik und damit verbunden in den Arbeitseinsatz von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen erhielt.<sup>18</sup> So war es Euler, der den Buna-Werken in Schkopau, die zu den IG Farben gehörten, im Juli 1944 den Einsatz ungarischer Juden als Arbeitskräfte antrug und sich auch anbot, zwischen dem Werk und der SS, die die Häftlinge bereitstellte, zu vermitteln.<sup>19</sup> Darüber hinaus arbeitete Euler der Vermittlungsstelle W zu, die

Regionale Identität und soziale Bewegung, Frankfurt a. M. 1984, S. 360; siehe auch Rede Dr. Norbert Meisner, 13. 2. 1984, Archiv Akademie der Künste (AdK-W) 1417; Gosewinkel, Adolf Arndt, S. 57.

13 Vgl. Adolf Arndt, AdK-W 168.

14 Adolf Arndt, in: Der Spiegel, 5. 3. 1948, <https://www.spiegel.de/politik/adolf-arndt-a-6d77183b-0002-0001-0000-000044415865> [21. 1. 2024].

15 Die Arndtstraße in Kassel erinnert nicht an Adolf Arndt. Vgl. Warum aus der Arndtstraße die Arndtstraße wird, in: Hessische Neueste Nachrichten, 9. 11. 2020, <https://www.hna.de/kassel/unterneustadt-ort167607/aus-der-arndtstrasse-wird-die-arndtstrasse-90095144.html> [8. 5. 2023].

16 Siehe zu August Euler: Universitätsarchiv Marburg, 305m 1 Nr. 88; Matrikelbuch, Universitätsarchiv Göttingen, Matr. 63. Nr. 675; Karteikarte, Universitätsarchiv Göttingen Matr. 27. Karteikarte August Euler; Zeugnis, Universitätsarchiv Göttingen, Zeug. 1828, Nr. 558; August Euler, Universitätsarchiv Wien, Juridische Nationale 820 und 828.

17 Außerordentlicher Bundesparteitag der Freien Volkspartei 6.–7. 10. 1956 in Kassel. Lebenslauf des Bundestagsabgeordneten August Martin Euler, Archiv des Liberalismus (ADL), N54-57; Aufstellung der von der I.G. Berlin NW 7 zur Dienstleistung und an Behördenstellen abgestellten Gefolgschaftsmitglieder, Bundesarchiv (BArch), R 8128.

18 Siehe Der Aufstand der Kohuten, in: Der Spiegel, 13. 3. 1956, <https://www.spiegel.de/politik/der-aufstand-der-kohuten-a-e4af53dd-0002-0001-0000-000043061688>; Sören Flachowsky, Das Reichsamt für Wirtschaftsausbau als Forschungsbehörde im NS-System. Überlegungen zur neuen Staatlichkeit des Nationalsozialismus, in: Technikgeschichte 82 (2015) 3, S. 186–187; August-Martin Euler, Stasi-Unterlagen-Archiv, MfS-HA IX/11 AV 23/73 Bd. 1.

19 Schreiben des GB-Chem Berlin an GB-Chem Halle. Telefonisch durchgesagt vom GB-Chem Halle am 3. Juli 1944, Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Merseburg. J 528, Nr. 481.

die Zusammenarbeit zwischen der IG Farben und der Wehrmacht in Rüstungsfragen koordinierte.<sup>20</sup>

In der Endphase des Krieges, am 29. November 1944, trat Euler dem SS-Polizei-Regiment 2 Brandenburg bei. Als „Melder“ kam er an den Oberrhein. Doch bereits nach kurzer Zeit musste er wegen einer schweren Furunkulose in ein Lazarett am Tegernsee verlegt werden. Bei Kriegsende wurde er im Kriegsgefangenenlager Bad Aibling, Ortsteil Mietraching (PWE No. 26) inhaftiert. Nach seiner Entlassung aus dem Lager kehrte er zurück nach Kassel. Im Herbst 1945 wurde er Landrat im Kreis Hersfeld.<sup>21</sup> Ab 1946 arbeitete er als Rechtsanwalt in Frankfurt am Main.

Im selben Jahr zählte Euler zu den Mitgründern der Liberal-Demokratischen Partei Hessens, einer der Vorläuferparteien der 1948 gegründeten FDP.<sup>22</sup> Hier begann seine steile politische Karriere. Euler wurde zum hessischen Landesvorsitzenden gewählt. Unter seiner Führung entwickelte sich die Landespartei zu einem Sammelbecken für rechtskonservative Akteure und ehemalige NSDAP-Mitglieder.<sup>23</sup> 1949 zog er in den ersten Bundestag ein.

Euler wurde als vehementer Kritiker der deutschen Teilung und massiver Gegner des Kommunismus bekannt. Führenden Sozialdemokraten, die sich gegen die Remilitarisierung der Bundesrepublik aussprachen, warf er Verrat vor.<sup>24</sup> Die *Berliner Zeitung* zitierte Euler 1953 mit den Worten: „Die größte Gefahr liegt nicht rechts, sondern bei der Sozialdemokratie.“<sup>25</sup>

Derlei Überzeugungen führten zu Konflikten mit seiner Partei. 1956 verließ Euler die FDP-Fraktion im Bundestag. Gemeinsam mit anderen Abtrünnigen gründete er die Freie Volkspartei, die sich 1957 mit der Deutschen Partei vereinigte.<sup>26</sup> Aber dieser neuen Partei war kein Erfolg beschieden. Euler hatte seine politische Macht verspielt.

20 Vgl. Das J-Programm/Schutz des Formeneinsatzes und der Einsätze von KZ-Häftlingen und Justizstrafgefangenen. 6. 5. 1944, BAArch, R 3112.

21 Außerordentlicher Bundesparteitag der Freien Volkspartei 6.–7. 10. 1956 in Kassel. Lebenslauf des Bundestagsabgeordneten August Martin Euler, ADL, N54-57; Der Aufstand der Kohuten, in: Der Spiegel, 13. 3. 1956.

22 Vgl. <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/drec/sn/edb/mode/catchwords/lemma/LDP/current/0> [26. 4. 2023].

23 Andrea von Lucke, Die Krise von 1956. Die Spaltung der FDP-Bundestagsfraktion unter der Führung August Martin Eulers und die Folgen für die hessische FDP, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 20 (2008), S. 99.

24 Stellungnahme Euler. Eindrücke von der Berliner Konferenz 1954, ADL, A 45-876; siehe auch Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, 2. Aufl., München 2003, S. 59.

25 „Opposition“ und Regierung unter einem Regenschirm ..., in: Berliner Zeitung, 7. 5. 1953, S. 1.

26 Thomas Dehler, personenbezogene Sachakten August Martin Euler, 11. 5. 1955, ADL, N 1-2945; FDP-Spaltung. Wer gibt noch wem die Hand?, in: Der Spiegel, 28. 2. 1956, <https://www.spiegel.de/politik/wer-gibt-noch-wem-die-hand-a-0a5073c5-0002-0001-0000-000031587550>.

*Der Spiegel* meldete den „kometenhaften Abstieg eines Mannes“.<sup>27</sup> 1958 schied Euler aus dem Bundestag aus, wechselte aber noch im selben Jahr als Generaldirektor und Leiter der Abteilung „Versorgung“ zur Europäischen Atomgemeinschaft (Euratom) nach Brüssel. Dort verstarb er am 4. Februar 1966.<sup>28</sup>

Die Biografien von Arndt und Euler weisen zwar Ähnlichkeiten und Überschneidungspunkte auf, politisch und weltanschaulich unterscheiden sie sich aber deutlich voneinander: Beide wuchsen, zumindest zeitweise, in Hessen auf, nahmen in der Weimarer Republik ihr Studium der Rechtswissenschaften auf und arbeiteten nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in juristischen Berufen. Arndts Karriere wurde aufgrund seiner jüdischen Abstammung nach 1933 erzwungenermaßen in andere Bahnen gelenkt.<sup>29</sup> Im Nationalsozialismus traten Arndt und Euler nicht als parteipolitische Akteure auf. Sie agierten gewissermaßen auf der Hinterbühne. Arndt vertrat als Anwalt die Interessen verfolgter Personen, bevor er als „Nicht-Arier“ Zwangsarbeit leisten musste. Euler hingegen unterstützte durch seine Tätigkeit als Jurist bei der IG Farben das NS-Regime und wirkte dabei an der Ausbeutung von KZ-Häftlingen mit. Die aktive politische Laufbahn beider Männer begann nach dem Ende des Krieges: Arndt trat in die SPD ein, Euler wurde Mitglied der FDP. Als politische Kontrahenten und hessische Direktkandidaten zogen sie 1949 in den ersten Bundestag ein. Dem Parlament gehörten beide über mehrere Legislaturperioden an.

Für den weiteren Lebensweg von Arndt wie Euler spielte das Bewusstsein des Versagens von Politikern und politischen Systemen eine wichtige Rolle. Beider Wahrnehmung der „Katastrophe“ fiel aber dezidiert unterschiedlich aus. Für Arndt waren das Jahr 1933 und der Machtantritt der Nationalsozialisten der Weg in den Untergang. Er war verzweifelt darüber, dass der Weimarer Verfassungsstaat verspielt worden war.<sup>30</sup> Euler hingegen sah den Bruch vor allem im Jahr 1945. Die Herrschaft der Besatzungsmächte über Deutschland deutete er als Verlust nationaler Souveränität.<sup>31</sup> Diese Einstellungen trugen Arndt und Euler in die junge Bundesrepublik, wo sie wichtige Figuren auf der politischen Vorderbühne waren. Es war auch die Zeit, in der sie zum Kreis um Arnold Bode stießen, um die Vorbereitungen für die *documenta* 1955 zu unterstützen.

27 Der Aufstand der Kohuten, in: *Der Spiegel*, 13. 3. 1956.

28 Euler in Brüssel gestorben, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. 2. 1966, S. 3.

29 Vgl. Gosewinkel, Adolf Arndt, S. 22–24.

30 Ebenda, S. 301.

31 Vgl. August-Martin Euler, Bundestags-Plenarprotokoll 1/161 vom 12. 7. 1951, S. 6524.

Auf der Vorderbühne:

Arndt und Euler als vergangenheitspolitische Akteure in der Bundesrepublik

Ihrem Selbstbild nach waren Arndt und Euler zwar politische Gegner, aber überzeugte Demokraten.<sup>32</sup> Sie verfolgten als Politiker in der jungen Bundesrepublik auch gemeinsame Ziele, wenngleich sie unterschiedliche Motive dazu bewegten. Beide Männer betrieben „Vergangenheitspolitik“. Während Euler zeitlebens der weitverbreiteten „Schlussstrich“-Mentalität anhing, stellte Arndt die fehlende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus infrage und bemühte sich zunächst um Wiedergutmachung und schließlich um Aufarbeitung. Für beide gilt, dass ihr Umgang mit dem Nationalsozialismus in den unmittelbaren Nachkriegsjahren von ihren Erwartungen an eine nahe Zukunft geleitet wurde. Für Arndt hieß das, Sicherheit durch Recht zu garantieren, im Wissen darum, dass „es Verbrechen gibt [...], die wiedergutzumachen wir ohnmächtig sind und die in angemessener Weise zu strafen menschenunmöglich ist“.<sup>33</sup> Davon überzeugt, befürwortete er für minder belastete Täter eine Amnestie, die im Rahmen des Straffreiheitsgesetzes im Dezember 1949 beschlossen wurde und 1950 in Kraft trat. Arndt führte mehrere Argumente an, die dafür sprachen, dem Gesetz zuzustimmen. Neben seiner Auffassung, dass Recht die Grundlage für Sicherheit ist, sah er in dem Gesetzesvorhaben eine deutliche Abgrenzung von den politischen Strafprozessen im Nationalsozialismus. Zudem befürchtete er bei unveränderter Gesetzeslage ein juristisches Desaster angesichts der zu erwartenden Menge an Strafverfahren. So stellte die Amnestie für Arndt eine demonstrative Befreiung eines Teils der nationalsozialistischen Vergangenheit dar, die gleichzeitig Freiheit in Zukunft, nämlich in Form von Rechtsstaatlichkeit versprach.<sup>34</sup>

Eulers Argumente für das Straffreiheitsgesetz unterschieden sich freilich von denen Arndts. Denn er plädierte nicht nur für Rechtssicherheit, sondern zeitgleich für ein Ende der Entnazifizierung. Als das Gesetz im Dezember 1949 im Bundestag diskutiert wurde, erklärte der FDP-Politiker: „Wir stehen heute am Ende einer Periode ungeheurer Wirrnis, die für weiteste Bevölkerungsschichten elementarste Notstände mit sich gebracht hat.“<sup>35</sup> Dabei bezog Euler sich mit seiner Bemerkung, wie Norbert Frei herausgearbeitet hat, nicht auf die Zeit des Nationalsozialismus, sondern

32 Siehe August-Martin Euler, Bundestags-Plenarprotokoll 1/47 vom 16. 3. 1950, S. 1601; Max Becker vertraulich an August-Martin Euler, 1. 8. 1953, ADL, N 11-56; siehe auch August-Martin Euler an Dr. Wilhelm Fay, 18. 8. 1953, ADL, N 11-56.

33 Wieder Todesstrafe? Einleitende Rede zu einer Rundfunkdiskussion mit Adolf Süsterhenn in Hamm 1956, in: Adolf Arndt, Geist der Politik, Berlin 1965, S. 197; Adolf Arndt, Bundestags-Plenarprotokoll 4/170 vom 10. 3. 1965, S. 8548.

34 Vgl. Frei, Vergangenheitspolitik, S. 47, 49 und 122.

35 August-Martin Euler, Bundestags-Plenarprotokoll 1/19 vom 1. 12. 1949, S. 579.



auf die Besatzungszeit.<sup>36</sup> Er vermittelte außerdem den Eindruck, für den Großteil der westdeutschen Bevölkerung zu sprechen, indem er an jene Erzählung anschloss, die Michael Wildt „Entschuldigungslegende“ genannt hat. Nach dieser „hätten die Deutschen durch die entbehrungsreichen Jahre unmittelbar nach 1945 ihre Schuld abgebußt, ja, sie seien nun zu den eigentlichen Opfern des Krieges geworden“.<sup>37</sup>

Mit seiner verharmlosenden Wortwahl relativierte Euler nicht nur begangene Verbrechen, sondern zog de facto einen Schlussstrich unter die jüngste Vergangenheit: „Nach alledem braucht nicht weiter begründet zu werden, daß am Anfang dieses neuen Staates eine Amnestie stehen soll, die allen denen zugutekommt, welche aus Gründen, die allgemein Verständnis finden, gestraucht sind.“<sup>38</sup> Es waren Stimmen wie jene von Euler, die laut Frei plausibilisieren, warum „die Amnestie [...] als eine politische Abrechnung mit der inzwischen geradezu verhaßten Entnazifizierung wahrgenommen wurde“.<sup>39</sup> Bezeichnenderweise forderte Euler im Februar 1950 im Bundestag deren sofortiges Ende.<sup>40</sup>

Der Sozialdemokrat Arndt sah also in einer Amnestie, wie sie mit dem Straffreiheitsgesetz von 1949 durchgesetzt wurde, anders als Euler keinen Ansatz dafür, ehemalige Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen gänzlich zu rehabilitieren oder weiterhin in die politischen Eliten der jungen Bundesrepublik zu integrieren.<sup>41</sup> Der von Arndt erarbeitete und schon im Frühjahr 1950 von der SPD eingebrachte Gesetzentwurf zum „Schutz der Demokratie“ war deshalb ganz bewusst darauf angelegt, personelle, institutionelle und rechtliche Kontinuitäten, wie sie etwa Hans Globke im Bundeskanzleramt personifizierte, zu verhindern beziehungsweise zukünftig zu unterbinden.<sup>42</sup>

Recht forderte Arndt jedoch nicht nur im Fall der Täter.<sup>43</sup> Er setzte sich ebenso für die Opfer des Nationalsozialismus ein. Das 1953 beschlossene Bundesergänzungsgesetz zur Entschädigung für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung lehnte er dementsprechend als unzulänglich ab.<sup>44</sup> Mehrmals intervenierte er in den 1950er-Jahren auch beim Bundesfinanzministerium und im Bundesinnenministerium,

36 Frei, Vergangenheitspolitik, S. 39.

37 Michael Wildt, *Zerbrochene Zeit. Deutsche Geschichte, 1918–1945*, München 2022, S. 507.

38 August-Martin Euler, Bundestags-Plenarprotokoll 1/19 vom 1. 12. 1949, S. 579.

39 Norbert Frei, Amnestiepolitik in den Bonner Anfangsjahren. Die Westdeutschen und die NS-Vergangenheit, in: *Kritische Justiz* 29 (1996) 4, S. 489; Wildt, *Zerbrochene Zeit*, S. 509.

40 August-Martin Euler, Bundestags-Plenarprotokoll 1/40 vom 23. 2. 1950, S. 1330.

41 Frei, Amnestiepolitik, S. 490.

42 Vgl. Dominik Rigoll, „Ein Sieg der Ehemaligen“: Beamtenrechtliche Weichenstellungen für „45er“ und „131er“, in: Frank Bösch/Andreas Wirsching (Hrsg.), *Hüter der Ordnung. Die Innenministerien in Bonn und Ost-Berlin nach dem Nationalsozialismus*, Göttingen 2018, S. 424.

43 Adolf Arndt, Bundestags-Plenarprotokoll 4/170 vom 10. 3. 1965, S. 8549.

44 Bundestags-Plenarprotokoll 1/282 vom 29. 7. 1953, S. 1269; Gosewinkel, Adolf Arndt, S. 235 ff.



weil er der Meinung war, dass dort zu wenig in der Frage der Wiedergutmachung für die NS-Opfer getan wurde.<sup>45</sup> In seiner Argumentation folgte Arndt gewissermaßen Hannah Arendt, indem er immer wieder auf die Belastung der Unschuldigen verwies.<sup>46</sup>

Euler hingegen betrachtete die deutsche Bevölkerung als Opfer der alliierten Besatzungspolitik. Vor diesem Hintergrund forderte er die Wiedereinstellung entnazifizierter Personen in den öffentlichen Dienst und, wie erwähnt, ein Ende der Entnazifizierungsverfahren.<sup>47</sup> Seine Vorstellung von „Wiedergutmachung“ war Arndts Position diametral entgegengesetzt. Die von den Nationalsozialisten ermordeten und verfolgten Menschen rechnete Euler offensichtlich nicht zu den Opfern, die einer Wiedergutmachung bedurften. Bestätigung fand er in den Wahlergebnissen. Er registrierte, dass die FDP in jenen Wahlkreisen, in denen sie bei den hessischen Kommunalwahlen ehemalige Nationalsozialisten aufgestellt hatte, bessere Ergebnisse erzielt hatte als andernorts, wo die Partei davor zurückschreckte, früheren NSDAP-Mitgliedern obere Listenplätze zu überlassen.<sup>48</sup> Euler schlussfolgerte daraus, dass es – entgegen den alliierten Absichten – nicht mehr darum gehen sollte, eine politische Säuberung in Deutschland durchzuführen oder gar Verbrechen zu ahnden, sondern das Ende der Schulddebatte rechtskräftig zu formalisieren.<sup>49</sup>

Die Zeit spielte ihm in die Karten. Zu Beginn der 1950er-Jahre waren die Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher beendet. „Der Selbstaufklärungsprozess der Bundesrepublik“ hatte hingegen noch nicht begonnen, wie Claus Leggewie feststellt.<sup>50</sup> Euler konnte deshalb mit Verweis auf die vermeintlichen Schwächen der Entnazifizierungsverfahren, womit er unter anderem die große Anzahl der überprüften Personen meinte, für eine Amnestie in Form von Straffreiheitsgesetzen plädieren. Gleichzeitig berief er sich auf die Wiederherstellung der Rechtssicherheit, was ihn und Gleichgesinnte davon entbinden sollte, offen für ehemalige Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen einzutreten: Mit dem Argument, den demokratischen Rechtsstaat schützen und Ausnahmerechte abschaffen zu wollen, auf denen die Entnazifizierung ja beruhte, erklärte er die Unterscheidung zwischen belasteten und unbelasteten

45 Frieder Günther u. a., Kommunikation und Hierarchie. Die Verwaltungskulturen im BMI und MDI, in: Bösch/Wirsching (Hrsg.), Hüter der Ordnung, S. 328.

46 Vgl. Dan Diner, Negative Symbiose: Deutsche und Juden nach Auschwitz, in: Micha Brumlik u. a. (Hrsg.), Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt a. M. 1988, S. 243–257.

47 Frei sieht in Euler „innerhalb der FDP-Führung den energischsten Fürsprecher der Entnazifizierten“. Frei, Vergangenheitspolitik, S. 58; siehe auch Niklas Krawinkel, Belastung als Chance. Hans Gmelins politische Karriere im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2020, S. 345.

48 Vgl. Frei, Vergangenheitspolitik, S. 67–69. Vgl. Krawinkel, Belastung als Chance, S. 352–378.

49 Vgl. Axel Schildt, Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre, München 1999, S. 14.

50 „Kommunikatives Beschweigen“. Interview mit Claus Leggewie, in: taz, 16. 8. 2006, S. 15.

Personen somit zur Nebensache.<sup>51</sup> Zudem lenkte seine Fokussierung auf die Fehler im Verfahren vom eigentlichen Gegenstand ab – nämlich der nationalsozialistischen Diktatur und den Menschen, die sie unterstützt hatten.

Euler erkannte überdies schon zeitgenössisch, dass die Entnazifizierung innenpolitisch durchaus positive Effekte erzeugte, wenn auch anders als intendiert.<sup>52</sup> Ganz nebenbei leistete sie der Selbstviktimisierung der deutschen Bevölkerung Vorschub. Seine Bezugsgröße war dabei de facto die „Volksgemeinschaft“. Wie so viele andere auch gab er vor, dass „Nationalsozialismus und Deutschland zwei getrennte Einheiten seien, die eine unglückselige Ehe eingegangen wären“.<sup>53</sup> Norbert Frei sah in ebendieser Entwicklung in Anlehnung an Hermann Lübke das „gesellschaftliche Integrationswunder“ begründet, das „zu jener alles in allem geglückten Transformation der NS-Volksgenossen in die Bürger der Bundesrepublik führte“.<sup>54</sup> Das von Lübke konstatierte „kommunikative Beschweigen“ als gesellschaftlicher Kitt kam in der Amnestie praktisch zum Ausdruck.

In den 1950er-Jahren hatte sich zudem das außenpolitische Blatt vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs zugunsten der jungen Bundesrepublik gewendet. Den USA und den Ländern Westeuropas war nun daran gelegen, die transatlantischen Beziehungen zu stärken und die Integration der Bundesrepublik in den Westen voranzutreiben.<sup>55</sup> Axel Schildt betont, dass nicht nur zahlreiche Intellektuelle, sondern viele andere Zeitgenossen auch daraus schlossen, dass sie sich „in einer kurzen weltgeschichtlichen Kampfpause vor dem bald zu erwartenden Endkampf zwischen den beiden als Siegern aus dem Weltkrieg hervorgegangenen Supermächten USA und Sowjetunion befanden“.<sup>56</sup> Angesichts einer solchen Zukunft geriet der Rückblick auf die Vergangenheit ins Hintertreffen: „Das in der Bevölkerung seit Jahren herangereifte Schlußstrich-Denken fand seine politische Legitimierung.“<sup>57</sup> Die Amnestiepolitik hatte also den Effekt, nicht nur die Täter und mit ihnen die große Mehrheit der bundesrepublikanischen Gesellschaft zu entlasten beziehungsweise von individueller wie kollektiver Schuld zu befreien, sondern legitimierte auch ihre Rolle als Akteure des Neuanfangs.<sup>58</sup>

51 Bundestags-Plenarprotokoll 1/40 vom 23.2.1950, S. 1330; Bundestags-Plenarprotokoll 1/47 vom 16.3.1950, S. 1601.

52 Bundestags-Plenarprotokoll 1/40 vom 23.2.1950, S. 1330.

53 Wildt, *Zerbrochene Zeit*, S. 515.

54 Frei, *Amnestiepolitik*, S. 486.

55 Siehe Hermann Lübke, *Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein*, in: *Historische Zeitschrift* 236 (1983), S. 579–599; Krawinkel, *Belastung als Chance*, S. 414 ff.; Frei, *Amnestiepolitik*, S. 492.

56 Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 14.

57 Frei, *Amnestiepolitik*, S. 490.

58 Vgl. ebenda, S. 493; Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 3; Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002, S. 871.

1965 hielt Adolf Arndt im Rahmen der sogenannten Verjährungsdebatte eine viel beachtete Rede im Deutschen Bundestag, in der er über die Amnestie- und Verjährungsdiskussionen in den 1950er-Jahren reflektierte.<sup>59</sup> Dabei distanzierte er sich von früheren Positionen. Er anerkannte neben der „kriminellen [...] auch eine geschichtliche und moralische Schuld“ der deutschen Bevölkerung an den nationalsozialistischen Verbrechen und leitete daraus die konkrete Verpflichtung ab, die im Nationalsozialismus massenhaft verübten Morde über die bislang geltenden Verjährungsfristen hinaus zu ahnden.<sup>60</sup>

#### Auf der Hinterbühne: Arndt und Euler als documenta-Akteure

Die Feststellung ist durchaus angemessen, dass die documenta 1955 in einem Jahrzehnt der Amnestien stattfand.<sup>61</sup> Denn vor diesem Hintergrund ist die Ausstellung einzuordnen, wenngleich sie auf einem scheinbaren Paradoxon basierte: Die jüngste Vergangenheit sollte mithilfe einer retrospektiven Ausstellung vergessen gemacht werden. Tatsächlich fügte sich die documenta mit dieser Idee bruchlos in die zeitgenössische Vergangenheitspolitik ein und verband zudem Ort und Format miteinander. Der Fokus auf die Opfer des Nationalsozialismus half dabei den Tätern, sich zu rehabilitieren.

In der Kommunalpolitik ging es in den 1950er-Jahren nicht etwa um die Verfolgung der Juden in Kassel oder um die dort ansässige Rüstungsindustrie und deren Verstrickung in den Nationalsozialismus, sondern um die Bombardierung der Stadt.<sup>62</sup> Die documenta erinnerte zwar an verfemte Künstlerinnen und Künstler, nicht aber an die Ermordeten.<sup>63</sup> Wenn die Verbrechen schon nicht rückgängig gemacht werden konnten, sollte es wenigstens möglich sein, in einen früheren Zustand zurückzukehren. Dieser Wunsch fand im oft verwendeten Präfix „wieder“ seinen Ausdruck: Vergessene und verfemte Kunst sollte wiederentdeckt, die Stadt wiederaufgebaut werden. Opfer und

59 Adolf Arndt, Bundestags-Plenarprotokoll 4/170 vom 10. 3. 1965, S. 8547–8553. Zur Schulddebatte siehe auch Gosewinkel, Adolf Arndt, S. 226 ff.

60 Adolf Arndt, Bundestags-Plenarprotokoll 4/170 vom 10. 3. 1965, S. 8552.

61 Vgl. hierzu Nikola Doll, Der Erste Deutsche Kunsthistorikertag 1948, in: dies. u. a. (Hrsg.), Kunstgeschichte nach 1945, S. 325.

62 Siehe hierzu Jörg Arnold, „Es war einmal eine wunderschöne Stadt ...“ Von der Sehnsucht nach „Alt-Kassel“ im langen Nachkrieg (1943 bis ca. 2000), in: Jens Flemming/Dietfrid Krause-Vilmar (Hrsg.), Kassel in der Moderne. Studien und Forschungen zur Stadtgeschichte, Marburg 2013, S. 562–582.

63 Vgl. Julia Voss, Das Werner-Haftmann-Modell. Wie die documenta zur Bühne der Erinnerungspolitik wurde, in: Raphael Gross u. a. (Hrsg.), documenta. Politik und Kunst. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums 18. Juni 2021 bis 9. Januar 2022, München/London/New York 2021, S. 70.

Täter sollten sich einander wiederannähern, was in vielen Fällen hieß, dass aus zahlreichen Tätern nun auch Opfer wurden – nicht des nationalsozialistischen Regimes, sondern des Krieges und, wie Euler stets hervorhob, der Besatzungsherrschaft. Dan Diner hat diesen spezifischen Umgang mit Vergangenheit als „Deckerinnerung“ bezeichnet: „[...] eine neue Geschichtsbeflissenheit, die sich den Ereignissen von 1933–1945 zwar nähert, aber dabei gleichsam den Kern des eigenen Unbehagens ausspart“.<sup>64</sup> Die documenta lieferte dafür die entsprechenden (Heils-)Geschichten.<sup>65</sup>

Die Initiatoren des ersten Trägervereins der documenta hatten zunächst nicht vorgesehen, Arndt und Euler als Mitglieder zu gewinnen. Ihre Namen fehlten auf einer Liste möglicher Kandidaten, die im Mai 1954 angelegt wurde.<sup>66</sup> Arndt und Euler hatten hingegen durchaus Interesse, an der Organisation der documenta mitzuwirken. Mindestens drei Gründe sprachen dafür, Mitglieder des Trägervereins zu werden. Erstens der lokale Bezug. Arndt war Bundestagsabgeordneter in Nordhessen und vertrat als solcher die Interessen der Region. Das galt ebenso für Euler, der darüber hinaus in Kassel geboren worden war. Seine Familie und die Familie seiner Frau stammten von dort. Er pflegte zu einigen Mitgliedern des Trägervereins „Gesellschaft Abendländische Kunst des XX. Jahrhunderts e. V.“ enge persönliche Kontakte. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Heinz Lemke, hatte in Eulers Spruchkammerverfahren sogar für ihn ausgesagt.

Zweitens ist die vergangenheitspolitische Dimension anzuführen, die dem Unternehmen documenta beizumessen war. Sowohl Arndt als auch Euler erkannten in der documenta ein kulturpolitisches Projekt, das sie als Reaktion auf den Nationalsozialismus verstanden. Die Ausstellung sollte dazu beitragen, die Vergangenheit zu „bewältigen“, gegenwärtige Positionen zu bestimmen und davon ausgehend den Blick in die Zukunft zu richten. Überdies erhofften sie sich positive Effekte für ihr eigenes politisches Mandat: Die Aussicht auf eine erfolgreiche Ausstellung und die daraus folgende Aufmerksamkeit für die strukturschwache Region motivierten die beiden hessischen Direktkandidaten sicherlich ebenfalls.

Drittens sollte das persönliche Interesse von Arndt und Euler an Bildender Kunst nicht vernachlässigt werden: Euler malte selbst, Arndt war Kunstsammler, entwickelte sich zunehmend zu einem gefragten Kunstkritiker und pflegte enge Freundschaften mit zeitgenössischen Malerinnen und Malern. Sein breites Verständnis des Kunst- und Kulturbegriffs, verbunden mit seinen kulturpolitischen Ambitionen, spiegelte sich geradezu idealtypisch im Konzept der documenta als einer freien Kunstaussstellung.<sup>67</sup> Für Arndt und Euler war die documenta somit gleichzeitig von lokaler wie nationaler

64 Diner, *Negative Symbiose*, S. 249–250.

65 Vgl. Krawinkel, *Belastung als Chance*, S. 379.

66 Protokoll der Zusammenkunft im Hause Mattern am 1.5.1954, documenta archiv, AA d01 12.

67 Adolf Arndt, *Kulturelle Politik*. Rede auf dem SPD-Parteitag in Stuttgart 1958, in: ders., *Geist der Politik*, S. 70.

ebenso wie von persönlicher, politischer und künstlerischer Bedeutung. Umgekehrt personifizierten Arndt und Euler in einem spezifisch lokalen Raum nationale Bezugsgrößen.<sup>68</sup> Sie stellten nützliche Verbindungen zu Bundesbehörden und Regierungsmitgliedern her, wovon der Trägerverein profitierte.<sup>69</sup>

Im Detail unklar ist, wie Euler zur *documenta* kam. Jedenfalls unterhielt er bereits im März 1954 Kontakte zu der Lokaljournalistin Hilde Römer-Bergfeld, die früh zum Kreis um Bode gehörte. Mit Römer-Bergfeld korrespondierte Euler hinsichtlich möglicher Ansprechpartner auf Bundesebene. Er warb in Ministerien für die Ausstellung, arrangierte Gespräche und war offenbar so erfolgreich, dass er immer wieder positive Ergebnisse für nachfolgende Verhandlungen in Aussicht stellen konnte. Zudem spielte er eine wichtige Rolle, als es darum ging, den Bundespräsidenten als Schirmherrn für die *documenta* zu gewinnen. Im März 1954 signalisierte er Römer-Bergfeld mit der Bitte um Verschwiegenheit, dass Theodor Heuss nach erfolgreicher Wiederwahl im Juli die Schirmherrschaft übernehmen würde.<sup>70</sup>

Zwar gelang es Euler nicht, Heuss davon zu überzeugen, der Ausstellungseröffnung in Kassel beizuwohnen, aber der Bundespräsident folgte seiner Einladung, die *documenta* zu einem späteren Zeitpunkt zu besuchen. Euler warb bei Heuss mit großem Lob für Werner Haftmann, den er zu den „hervorragenden Leuten“ zählte, weil es ihnen „möglich gewesen ist, die Hauptwerke der führenden Männer zu bekommen, so daß jetzt eine Ausstellung sichergestellt ist, über die man sagen muß, daß etwas Vergleichbares in Deutschland, auch in den vergangenen Jahrzehnten, noch nicht geboten wurde“.<sup>71</sup>

Euler bemühte sich darum, den Kunsthistoriker, vor allem aber den Politiker Heuss anzusprechen: Dieser hatte 1949 den Begriff der „Kollektivscham“ in Abgrenzung zu „Kollektivschuld“ geprägt. Er wandte sich damit gegen eine Schlusstrichdebatte, bot aber zahlreichen Deutschen auch die Möglichkeit zur Schuldabwehr, indem er zwischen den nationalsozialistischen Eliten und der übrigen Bevölkerung unterschied. Die Mitläufer konnten sich auf diese Weise leicht aus der Verantwortung ziehen.<sup>72</sup>

68 Vgl. Jan-Pieter Barbian, Berlin und die „Provinz“. Überlegungen zur Gültigkeit eines ideologischen Gegensatzpaares in der Lebenswirklichkeit des „Dritten Reiches“, in: Dieter Breuer/Gertrude Cepl-Kaufmann (Hrsg.), *Moderne und Nationalsozialismus im Rheinland*. Vorträge des Interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland, Paderborn u. a. 1997, S. 53–89.

69 Siehe Claudia C. Gatzka, *Die Demokratie der Wähler. Stadtgesellschaft und politische Kommunikation in Italien und der Bundesrepublik. 1944–1979*, Düsseldorf 2019, S. 36.

70 August-Martin Euler an Dr. Hilde Römer-Bergfeld, 12. 3. 1954, *documenta* archiv, AA d01 24.

71 August-Martin Euler an Theodor Heuss, 16. 4. 1955, ADL, N 44-4; siehe auch Theodor Heuss an August-Martin Euler, 21. 4. 1955, ADL, N 44-4.

72 Vgl. Wildt, *Zerborstene Zeit*, S. 508; siehe auch Bundesminister der Justiz Ewald Bucher, Bundestags-Plenarprotokoll 4/170 vom 10. 3. 1965, S. 8532–8537.

Werner Haftmann sah das nicht anders. Er hatte schon 1947 in der *Zeit* geschrieben, dass „Schuld allein die Nationen und die ihnen vortanzenden Derwische haben“.<sup>73</sup> Heuss hatte sich, einem ähnlichen Ansatz folgend, im Sommer 1955 nach anfänglichem Zögern dazu entschlossen, für Martin Sandberger einzutreten und beim US-Botschafter um dessen vorzeitige Haftentlassung zu bitten. Sandberger, dessen Familie Heuss aus dem Württembergischen kannte, war Mitglied der SS und als Befehlshaber des Einsatzkommandos 1a sowie Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Estland einer der zentralen Akteure beim Massenmord an den Jüdinnen und Juden im Baltikum gewesen. In seinem Brief an den Botschafter schrieb Heuss, dass er sich wohl über die Verbrechen Sandbergers informiert habe, ihm aber auch mitgeteilt worden sei, dass dieser sich in der Haft weiterbilde und andere Gefangene unterstütze. Aus seiner Sicht rechtfertige dies eine Verkürzung der Haftzeit, die Sandberger 1958 tatsächlich auch gewährt wurde.<sup>74</sup>

Die beiden Ereignisse – der Fall Sandberger und die *documenta* 1955 – stehen freilich in keinem direkten Zusammenhang, aber sie entsprechen beide gleichermaßen „so ungebrochen dem Zeitgeist der fünfziger Jahre, daß hier weit mehr ‚Normalität‘ als Skandal zu entdecken ist“, wie Michael Wildt betont.<sup>75</sup> Das gesellschaftliche Klima dieser Jahre beschreibt Niklas Krawinkel ebenfalls, wenn er darauf verweist, dass selbst Carlo Schmid sich seinerzeit für Sandberger einsetzte, weil für ihn „wie für die meisten anderen Deutschen nach dem Krieg, allein das Hier und Jetzt zählte“.<sup>76</sup>

Diese Denkweise findet sich im Konzept der *documenta* wieder. In den Worten von Heinz Lemke, dem Vorsitzenden des ersten Trägervereins, hieß das: „Jedes neue Kunstwerk ist ohne die vorangegangenen nicht denkbar und fügt sich mit seiner neuen Ordnung in die bestehende – sie gleichsam wandelnd und bereichernd – ein. Seien wir dankbar für die Fülle der Gestaltung und den Reichtum der Ideen unserer Gegenwart. Sie sind – Kinder der Freiheit – die große Kraft und die Hoffnung des Abendlandes.“<sup>77</sup> Währenddessen geißelte Werner Haftmann die „abstrakte Wut! Wo die siegreichen Heere vordrangen, wurden in jüngster Vergangenheit die Häuser, die Kirchen, die Bilder zerstört, ohne Notwendigkeit, ohne Nutzen, als hätte auch noch die Erinnerung an die einstige Schönheit des Lebens getötet werden müssen.“<sup>78</sup> Er adressierte mit dieser Klage deutsche Täter, nannte sie aber in einem Atemzug mit

73 Werner Haftmann, Schlagwort Krise, in: *Die Zeit*, 27. 2. 1947, <https://www.zeit.de/1947/09/schlagwort-krise> [8. 5. 2023].

74 Vgl. Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 786 ff.

75 Ebenda, S. 798.

76 Krawinkel, *Belastung als Chance*, S. 345.

77 Rede Heinz Lemke, undatiert, *documenta archiv*, AA d01 11.

78 Werner Haftmann, *Nachruf auf ermordete Bilder*, in: *Die Zeit*, 13. 1. 1949, <https://www.zeit.de/1949/02/nachruf-auf-ermordete-bilder> [8. 5. 2023].

den Alliierten und verschob auf diese Weise einmal mehr den Fokus in der Schulddebatte.<sup>79</sup>

Vom Publikum wurde dieses Interpretationsangebot dankbar angenommen. Im August 1955 schrieb die begeisterte Besucherin Ilse Sellner<sup>80</sup> an Arnold Bode: „Aus dem Ahnen eines Ganzen der zeitgenössischen Kunst kommt man durch die ‚Documenta‘ in ein Erkennen, die einzelnen Töne und Instrumente ergeben ein Konzert. Die Auswahl (und Fülle) ist für uns so erstmalig und einmalig, dass man ganz überwältigt ist und – beschenkt. Man gewinnt die eigene Gegenwart, das Jetzt und Hier, es werden die Bezüge sichtbar nach rückwärts und nach vorn ohne Historie, aber doch geschichtlich, und das wird in der ‚Documenta‘ zu einem ganz wesentlichen Erlebnis.“<sup>81</sup> Solche und ähnliche Wahrnehmungen zeigen, dass die documenta von Anfang an ein Diskursort war, der 1955 als dekontaminiert wahrgenommen wurde.

Anders verhielt es sich bei Arndt. Er und der gewerkschaftsnahe Kasseler SPD-Bundestagsabgeordnete Ludwig Preller gehörten offenbar nicht zu den Wunschkandidaten, die Arnold Bode in seinem Kreis empfangen wollte. Ein Brief Prellers an Hilde Römer-Bergfeld legt nahe, dass er es war, der Arndt als Mitglied des Trägervereins überhaupt ins Spiel brachte und ihn davon überzeugte, sich dem Unternehmen anzuschließen.<sup>82</sup> Die Ausstellung lief bereits, da habe Arndt immer noch Zweifel geäußert, „einem Kuratorium anzugehören, in dem er praktisch nicht mitgearbeitet habe“, berichtete Preller dem Generalsekretär der documenta, Herbert von Buttlar, im Juli 1955.<sup>83</sup> Schon zuvor hatte Preller dem Kasseler Kreis um Bode implizit vorgeworfen, Arndt nicht ausreichend einbezogen und seine Expertise sowie seine Kontakte nicht wertgeschätzt zu haben.<sup>84</sup>

Arndt und Euler hatten an den Vorbesprechungen vor Ort 1955 nicht beziehungsweise selten teilgenommen. Sie repräsentierten die Ausstellung auch später nicht öffentlich, sondern wirkten im Hintergrund und ebneten Wege, indem sie Vorverhandlungen führten, Bedenken oder Zweifel politischer Akteure ausräumten, diese über die documenta informierten und sie für die Ausstellung begeisterten. Anders als auf der nationalen Ebene, wo Euler als rechter Hardliner auftrat, der seine Interessen lautstark hervorbrachte, agierte er in Sachen documenta in der Rolle eines Vermittlers, verhielt sich leise und diskret. Ähnliches gilt für Arndt, der im Kontext der Ausstellung erst

79 Ebenda.

80 Ilse Sellner war die Ehefrau des Intendanten des Landestheaters Darmstadt Rudolf Sellner (1905–1990), eines überzeugten Nationalsozialisten, der von Hitler 1944 unter anderem zum Generalintendanten der Städtischen Bühnen Hannover ernannt worden war.

81 Ilse Sellner an Arnold Bode, 22. 8. 1955, documenta archiv, AA d01 10.

82 Ludwig Preller an Hilde Römer(-Bergfeld), 28. 5. 1954, documenta archiv, AA d01 24.

83 Ludwig Preller an Herbert von Buttlar, 22. 7. 1955, documenta archiv, AA d01 11.

84 Ludwig Preller an Direktor Lemke und Frau Dr. Bergfeld, 25. 1. 1955, documenta archiv, AA d01 24.



später sichtbar in Erscheinung trat. Aus kultur- wie auch aus landespolitischer Sicht war die documenta 1955 für Arndt wie für Euler zudem ein wichtiges, aber nicht das einzige Unternehmen. Beide setzten sich zeitgleich auch für die Festspiele in Bad Hersfeld ein, wobei sie ganz ähnliche politische Motive ins Feld führten wie bei der documenta.<sup>85</sup>

Zum Verhältnis von Politik und Kunst bemerkte Adolf Arndt, dass „der Dialog zwischen Staat und Kunst niemals zu Ende gehen wird, so lange Geschichte währt. Immer wird der Kunst angesonnen werden, heteronom zu sein und einer Sendung dienstbar zu werden, die nicht aus ihr kommt. Immer wird Kunst auf dem Wege zu ihrer Autonomie sein und als Befreiung wirken.“<sup>86</sup> Kunst, die bei Arndt zur Gegenspielerin der Politik wird, existiert aber nicht in einem leeren Raum. Mit Blick auf die jüngste Vergangenheit betonten die documenta-Macher, dass sie sich an einem – in vielerlei Hinsicht – unbelasteten Ort befänden. Diese Annahme wurde quasi automatisch auf die Institution, ihre Akteure und deren Werk übertragen. In einem Konzeptpapier unterstrichen sie: „Kassel ist nicht belastet durch Künstlerbünde und politisch-künstlerische Verflechtungen, die sich störend auswirken müssen.“<sup>87</sup> Der Ort galt für die Ausstellung als geeignet, gerade weil kritische Nachfragen oder Störungen, politisch oder ideologisch motivierter Art, von Personen aus Kunst und Kultur, kurzum: abweichende Positionen nicht zu erwarten waren.

Die imaginierte Homogenität des Gründerkreises, die männerbündische Atmosphäre in der „Gesellschaft Abendländische Kunst des XX. Jahrhunderts“ verstärkten diesen Eindruck noch. Man traf sich in Restaurants, Hotels und privaten Haushalten. Die Treffen waren häufig verknüpft mit gemeinsamen Essen und abendlichen Gesellschaften. Arnold Bodes Frau Marlou bereitete das Essen zu. In langen Nächten wurden Heldengeschichten erzählt und Visionen gesponnen. Das alles sollte in einem betont mondänen Rahmen geschehen. Man nutzte den konkreten Ort als Argument in der Sache und konnte sich doch nicht recht mit ihm arrangieren: Die Provinz buhlte um die Aufmerksamkeit der vermeintlichen Weltbürger. Werner Haftmann, der diesen Typ anscheinend verkörperte, wurde hofiert. In Kassel versprach man ihm, dass „selbstverständlich alle Reisekosten, Aufenthaltsentschädigungen, Tagegelder usw.“ übernommen würden und der Satz dafür „wesentlich höher liegt, als Sie annahmen“.<sup>88</sup>

Vielversprechend war es außerdem, an die inhaltlichen Übereinstimmungen zu erinnern, um die Akteure im Sinne des Projekts zu vereinen. Die explizit anti-

85 Vermerk. Bad Hersfelder Festspiele 1955, ADL, N 44-4.

86 Adolf Arndt, Staat und Kunst. Rede zur Eröffnung der Kunstaussstellung „documenta III“ in Kassel 1964, in: ders., Geist der Politik, S. 322.

87 Unterlagen zum Plan einer „Europäischen Kunstaussstellung des 20. Jahrhunderts“ während der Bundesgartenschau 1955, undatiert, documenta archiv, AA d01 11.

88 Arnold Bode (?) an Werner Haftmann, 2.2.1955, documenta archiv, AA d01 11.



kommunistische Einstellung der meisten von ihnen verband die Gruppe miteinander. In Arndt und Euler trafen sozialdemokratische und liberal-nationale Traditionen von Antikommunismus aufeinander. Die DDR beziehungsweise die Nähe zur sogenannten Zonengrenze führten die Akteure dabei vor allem als ein Argument an, um die eigenen Interessen politisch durchzusetzen. Im Wettbewerb um die kulturpolitische und künstlerische Hoheit glaubte man, den Deutungsanspruch behaupten zu können, ganz unabhängig davon, welche Art von Kunst „der Osten“ pflegte. In der Ausstellung abstrakter Malerei als freier Kunst schwang in aller Regel eine Abwertung von Positionen und Stilen des Sozialismus mit.<sup>89</sup>

Viele Gründungsmitglieder gerierten sich als Personen, die auch politisch aktiv Verantwortung übernehmen wollten. Für Arnold Bode hieß das mit Blick auf Kassel, am Wiederaufbau der von den Bomben der Alliierten zerstörten Stadt selbstbestimmt mitzuwirken. Dass dies tatsächlich möglich war, lag nicht zuletzt in der lokalspezifischen Situation begründet: Wichtige Organisatoren der Ausstellung hatten einen engen Bezug zu Kassel und waren dort gut vernetzt. Sie kannten sich aus anderen Zusammenhängen wie der Werkakademie, dem Kunstverein oder dem Rotary Club.

Nach 1955 war Euler nicht mehr aktiv in die documenta eingebunden. Das ist sicher in Zusammenhang mit seiner politischen Entwicklung zu sehen. Der erzkonservative Euler polarisierte, und Bode und Haftmann bemühten sich eindringlich darum, öffentlichkeitswirksam an der Idee einer unpolitischen Ausstellung festzuhalten. Ebenso besetzte Adolf Arndt keinen offiziellen Posten bei der documenta 2, was vermutlich daran lag, dass er bei der Bundestagswahl 1957 nicht mehr als hessischer Direktkandidat antrat, sondern über die Landesliste der SPD in Bayern in den Bundestag einzog. Damit konnte er die Kasseler Ausstellung und die damit verbundenen lokalpolitischen Interessen im Bund nicht mehr oder nur sehr begrenzt repräsentieren. Persönlich blieben er und seine Frau der Ausstellung aber verbunden. In einem Brief an Bode versicherten sie, die documenta 2 mehrmals besuchen zu wollen.<sup>90</sup> In diesen Jahren etablierte sich Arndt mehr und mehr als Kunstexperte und Architekturkritiker, weshalb er für die documenta schon bald weniger als Bundespolitiker mit lokalem Bezug interessant war, dafür aber umso mehr als Kulturpolitiker.

In der Folge wurde Arndt auf der Hinterbühne der documenta wieder aktiv: 1957 warb er beim hessischen Ministerpräsidenten Georg-August Zinn im Namen Bodes darum, das Schloss Wilhelmshöhe für die documenta 2 nutzen zu können. 1960 wandte er sich an das Bundesministerium des Innern und bat darum, das Finanz-

89 Vgl. Harald Jähner, *Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955*, 2. Aufl., Hamburg 2020, S. 356. Siehe auch Stiftung Archiv der Akademie der Künste (Hrsg.), „... und die Vergangenheit sitzt immer mit am Tisch“. Dokumente zur Geschichte der Akademie der Künste (West) 1945/1954–1993, Berlin 1997, S. 642.

90 Adolf Arndt an Arnold Bode, 3. 7. 1959, documenta archiv AA d02 40.

defizit nach der letzten Ausstellung auszugleichen.<sup>91</sup> Im Rahmen der documenta 3 kehrte Arndt dann offiziell zurück, nun auf die Vorderbühne. Er wurde Mitglied im neu gegründeten documenta-Rat. Im selben Jahr übernahm er außerdem den Vorsitz des Deutschen Werkbunds und wurde Ehrenmitglied der Akademie der Künste in West-Berlin, was seine gewichtige Rolle als Akteur im Kunst- und Kulturbereich der Bundesrepublik ebenfalls unterstreicht.

Auf der documenta 3 (1964) hielt Arndt dann eine der Eröffnungsreden, in der er die Ausstellung als Freiraum beschrieb und die Distanz zu den Regierungsstellen in Bonn und Wiesbaden hervorhob. Die Abwesenheit des Bundes und nationaler Institutionen auf der documenta sei ein Vertrauensbeweis und die Basis für eine „freiheitliche Dokumentation freiheitlicher Kunst“.<sup>92</sup> Auffällig ist seine Unterscheidung zwischen Institution und Person, die seine eigene Rolle als Bundestagsmitglied und damit Repräsentant staatlicher Macht nicht reflektierte. Stattdessen beschrieb er sich als Kunstkritiker im documenta-Rat und – wie er selbst sagte – als Bürger, ganz als ob er den Politiker trennscharf vom documenta-Funktionär unterscheiden könne. Für Arndt gab es bei der documenta „nicht Jude noch Griechen, [...], hier ist nicht Deutscher oder Amerikaner noch Pole, hier ist eine kritische Gegenwart in unauflöslicher Einheit der bildenden Kunst unserer Zeit, wo immer in ihr der Geist der Freiheit und des Schöpferischen weht“.<sup>93</sup> Arndt propagierte die Überwindung nationaler und politischer Gegensätze im konkreten Raum. Denn für ihn hieß das, „durch ein begrenztes Einräumen die Welt Gestalt werden zu lassen“.<sup>94</sup> Die documenta und hier gleichermaßen Kassel avancierten in seiner Darstellung zum Sehnsuchtsort.

Ein entscheidender Grund dafür, warum die Gründungsfiguren trotz ihrer unterschiedlichen Biografien und Weltanschauungen erfolgreich zusammenarbeiten, liegt somit darin, dass sich die Gesellschaft in einem lokal begrenzten, städtischen Raum traf und ihre Mitglieder darüber übereingekommen waren, dass sie ein gemeinsames, gesellschaftlich und künstlerisch bedeutsames, offiziell aber nicht politisches Ziel verfolgten. Adolf Arndt fasste ihre Motivation 1964 so zusammen: „Das freiheitliche Existenzprinzip der documenta ist es also, daß hier sich aus Bürgersinn und eigenwilligem, ja eigensinnigem Entschluß unabhängige Einzelne zusammenfanden, die es – von keiner Macht beeinflusst – mit ihren Namen verantworten wollen, da sie aus der Sicht ihrer allein der Kunst verpflichteten Kritik auf ihre bewußt subjektive Weise um eine neue Gestalt bemüht sind, geformt zu zeigen, was ist.“<sup>95</sup>

91 Adolf Arndt an Arnold Bode, 24. 1. 1957, documenta archiv, AA d02 40; siehe auch Adolf Arndt an Staatssekretär Dr. Anders, 2. 2. 1960, documenta archiv, AA d02 49.

92 Staat und Kunst. Rede zur Eröffnung der Kunstausstellung ‚documenta III‘ in Kassel 1964, in: Adolph Arndt, Geist der Politik, Berlin 1965, S. 314.

93 Ebenda.

94 Ebenda, S. 318.

95 Ebenda, S. 315.

In der „Geschichte der Kunst“, wie sie auf der documenta gezeigt wurde, sah Arndt nicht das Ringen um Gemeinschaft, sondern „die Geschichte des Ringens um Freiheit“.<sup>96</sup>

## Fazit

Eine öffentliche Solidarisierung mit den Opfern nationalsozialistischer Verbrechen blieb auf der documenta 1955 aus. Sie schien damit abgegolten, dass in der Ausstellung vormals als „entartet“ geltende Künstlerinnen und Künstler und auf der documenta 1959 vor allem abstrakte Kunstwerke im Kontrast zur Kunst im Nationalsozialismus gezeigt wurden. Diese kuratorischen Entscheidungen sind als eine eigene Art der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und damit als vergangenheitspolitische Momente zu lesen. „Die abstrakte Kunst“, schreibt Harald Jähner dazu, „wurde in einem Maße zur Leitkultur der Bonner Republik, dass viele Gegner sie als neue Staatskunst verunglimpften.“<sup>97</sup>

Dass in diesem Zusammenhang die Biografien der Gründungsfiguren der documenta keine Rolle spielten, ist eigentlich nicht überraschend. Kritische Töne, die zeitgenössisch durchaus zu vernehmen waren, wurden überhört oder als neidvolle Stimmen abgetan. So soll sich etwa der expressionistische Maler und Arndt-Freund Kokoschka boshaft über Werner Haftmann und Will Grohmann, Kunstkritiker und Mitglied im „Ausschuss Malerei und Skulptur“ im Rahmen der documenta 2, geäußert haben: „Die gegenstandslose Partei plant in nächster Zukunft wieder eine Reichskulturkammer unter Führung von Herrn Haftmann und Grohmann statt dem Dr. Goebbels.“<sup>98</sup> Für Kokoschka war klar, dass die Abstraktion als „Kunst der Freiheit“ die Kunst nicht von ideologischen Implikationen befreite.<sup>99</sup> Haftmann war demnach nicht als Einzelner oder als „Genie“, als das er sich stilisierte, erfolgreich, sondern weil er sich – um im Bild zu bleiben – in guter Gesellschaft befand. Und dieser Eindruck blieb bestehen. Die documenta 1955 hatte eine doppelte Bedeutung. Für ihre Zeitgenossen funktionierte sie wie eine Normalitätsschablone und versprach Bestätigung. Gleichzeitig trug sie durch die Herausstellung abstrakter Kunst zu einer Veränderung des Imaginären bei. Die Sehnsucht nach einem Moment der Ruhe fand ihren Ausdruck in der Abstraktion, die wiederum im Gegensatz zur Formensprache der jüngsten Vergangenheit stand.

96 Ebenda, S. 317.

97 Jähner, *Wolfszeit*, S. 349.

98 Alfred Nemeček, *Der Ursprung der Abstraktion. Der große Bilderstreit*, in: *art – das Kunstmagazin* 5 (2002), zit. nach Jähner, *Wolfszeit*, S. 349.

99 Ebenda, S. 355.

Was heute als eine zweifelhafte Gesellschaft anmuten mag, war 1955 ein Projekt mit Modellcharakter. Für Personen wie Arndt oder Euler war die erste *documenta* keineswegs das Ziel, sondern eine Etappe, um neue Kontakte zu knüpfen, bestehende zu vertiefen und Einfluss geltend zu machen. Es ging um die Kunstwerke als solche, noch mehr aber um die Wirkung, die die Ausstellung als Ereignis auslöste und von der sie als politische Akteure profitieren konnten: Arndt profilierte sich als Kunstkenner und Kulturpolitiker, Euler versuchte, seine politische Basis zu festigen. Gleichzeitig bestätigte die Ausstellung die bundesrepublikanische Kultur- und Vergangenheitspolitik. Denn es waren Politiker wie Arndt und Euler, die es Kurt Martin, der als Kunsthistoriker und Museumsleiter in beratender Funktion u. a. für die erste *documenta* tätig war, oder Werner Haftmann sowie anderen NS-Tätern im Kunstbetrieb der jungen Bundesrepublik erlaubten, bestimmte Narrative zu entwickeln und zu verbreiten – vom Kunsträuber zum Retter von Kunstwerken oder eben ganz basal: vom Täter zum Opfer. Auf diese Weise konnten die Funktionäre ihre Biografien nicht nur verschleiern, sondern sogar mystifizieren oder gar glorifizieren.

Hierin zeigt sich, was Ute Haug meint, wenn sie schreibt, dass „die Bedeutung einer Ausstellung [auch] in ihrem inszenierten Kontext zu suchen ist“.<sup>100</sup> Dass bei der *documenta* der Jahre 1955 und 1959 abstrakte Kunst in Abgrenzung zum ideologischen Gegner ausgestellt wurde, ist folglich als Demonstration eines künstlerischen wie kulturpolitischen Leitanspruchs der Akteure im bundesrepublikanischen Kunstfeld selbst zu sehen.<sup>101</sup> Darüber hinaus verweist der geschilderte Konflikt um Anpassung, hier personifiziert durch Arndt und Euler, auf eine Deutungskonkurrenz, die 1955 gewiss noch nicht entschieden war.<sup>102</sup>

Politik und Kunst: Arndt und Euler nahmen Einfluss auf die Kultur der frühen Bundesrepublik, ohne dass es sich bei ihnen um Künstler oder Kuratoren gehandelt hätte. Zuweilen entsteht der Eindruck – etwa wenn Julia Voss mit Blick auf vergangenheitspolitische Akzente der *documenta* vom Werner-Haftmann-Modell spricht –, es seien die Kunsthistoriker und Kuratoren, die die Ausstellung allein geprägt hätten. Aber es sind gleichermaßen Politikerinnen und Politiker, die diese Entscheidungen seit jeher mitbestimmen, weil sie die Realisierung der Ausstellung ermöglichen und absichern, teilweise auch intellektuell beeinflussen – wie Adolf Arndt die *documenta* 3. Eine hermetische Trennung der unterschiedlichen Bereiche auf Analyseebene ist angesichts der vorgestellten Personen also mindestens fragwürdig.

100 Ute Haug, Die Ausstellung des Kölnischen Kunstvereins zwischen 1933 und 1944, in: Breuer/Cepl-Kaufmann (Hrsg.), *Moderne und Nationalsozialismus*, S. 387.

101 Vgl. Jähner, *Wolfszeit*, S. 362.

102 Vgl. M. Rainer Lepsius, *Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung*, Stuttgart u. a. 1966, S. 39 f.

Haftmanns 2019 enthüllte SA- und NSDAP-Mitgliedschaft war 1955 vielleicht nicht im Detail bekannt, sie war aber Realität und wurde eben nicht zum Problem. Die Ambivalenzen im Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten zeigen sich am Beispiel von Personen wie Arndt und Euler geradezu idealtypisch. Durch die Nichtthematizierung personeller Verstrickungen in den NS-Staat wurden Kontinuitäten in der Bundesrepublik ermöglicht, die beide Akteure, wenn nicht befürworteten, so doch zeitweilig tolerierten.

Ohne einen Blick auf die Akteure, ihre Prägungen, ihre Sozialisation und Weltanschauung wäre es kaum möglich, kulturpolitische Entscheidungen oder künstlerische Positionen nachzuvollziehen. Das Handeln von Politikern, Künstlern, Kuratoren und Funktionären in der Nachkriegszeit und ihr Verhältnis zur jüngsten Zeitgeschichte sind zu berücksichtigen, wenn es darum geht, das Fort- und Nachwirken des Nationalsozialismus in der bundesrepublikanischen Gesellschaft zu verstehen. Wer also annimmt, dass die Existenz eklatanter gegensätzlicher Positionen eine Zusammenarbeit in der ersten Trägergesellschaft hätte ausschließen müssen, spricht aus einer Ex-post-Perspektive heraus und legt gegenwärtige Maßstäbe an einen historischen Forschungsgegenstand an. Die Kooperation von Adolf Arndt und August-Martin Euler verkompliziert den Rückblick auf die Geschichte der *documenta*, weil zusammengedacht werden muss, was augenscheinlich nicht zusammengehört hat.

Die Forschung ist angehalten, den interdisziplinären Austausch zu vertiefen, nicht um die Grenzen der Disziplinen aufzulösen, sondern um gemeinsame Fragestellungen zu entwickeln und Begriffe zu finden, die übergreifend gültig sind. Andernfalls wird es kaum möglich sein, die zahlreichen Einzelstudien in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Der Fokus auf eine Institution etwa macht diese noch nicht zum Exempel. Keiner der hier genannten Akteure lässt sich nur einer Institution zuordnen. Sie wechselten mit einem hohen Mobilitätsgrad zwischen verschiedenen Institutionen und Orten und nahmen innerhalb ihrer Netzwerke unterschiedliche Rollen ein. „Politisch“ waren sie nicht nur zwischen 1933 und 1945 oder erst seit 1945. Deswegen werden Euler oder Haftmann hier auch dezidiert nicht zur „Individualisierung des Faschismusproblems“ herangezogen, wie Lutz Niethammer das kritisch genannt hat, sondern sie verweisen als Fallbeispiele auf den Kontaminationsgrad einer Institution wie der *documenta*.<sup>103</sup>

Schließlich belegt die vergleichende Darstellung von Arndt und Euler, dass die Akteure einer vorgeblich unpolitischen Kunstaussstellung selbst eminent politisch waren. Die oftmals demonstrativ vorgebrachte Forderung, Kunst und Politik zu trennen, ist realitätsfern und in sich bereits politisch besetzt. Die Geschichte der *documenta* ist mehr als die Geschichte einer Kunstaussstellung. Folglich ist es notwendig,

103 Zit. nach Steuer, „Zweiundvierzig“.

neben biografischen und kunsthistorischen Fragen die spezifischen soziokulturellen Kontexte zu bestimmen und Erinnerungen an den Forschungsgegenstand sowie die Rezeptionsgeschichte der documenta kritisch zu reflektieren.<sup>104</sup> Nicht die Nähe zum Gegenstand, sondern die Distanz zu ihm schärft den Blick. Von einer zweifelhaften Gesellschaft kann sodann nur gesprochen werden, wenn antizipiert wird, dass zeitgenössisch bekannt war, was wir heute wissen.

104 Vgl. am Beispiel Niemöllers Benjamin Ziemann, Martin Niemöllers Antisemitismus und die Frage der Schuld nach 1945, in: Lukas Bormann/Michael Heymel (Hrsg.), Martin Niemöller – Brüche und Neuanfänge. Beiträge zu seiner Biographie und internationalen Rezeption, Göttingen 2023, S. 49.

## Allgemeines

**Martin Schulze Wessel: Der Fluch des Imperiums. Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte.** C.H. Beck Verlag, München 2023, 352 S.

Als Fluch des Imperiums beschreibt *Martin Schulze Wessel* eine Verknüpfung von Außenpolitik und Identitätsfragen zu einem imperialen Kultur- und Politikmuster in Russland, unter dem Polen vom 18. Jahrhundert bis hinein in das 20. Jahrhundert zu leiden hatte und das zugleich den aktuellen Krieg Russlands gegen die Ukraine anleitet. Eine sich vom Westen abgrenzende Imperiumskonzeption in Russland und die nationalen Freiheitsgeschichten Polens und der Ukraine schildert Schulze Wessel als miteinander verwoben. Dies verbindet der Autor mit einer Kritik an der jüngeren Imperienforschung, die sich allzu sehr auf eine verständnisvolle Untersuchung der inneren Verhältnisse, des „managements of diversity“ kapriziert habe. Damit einher geht das Plädoyer, in der Imperienhistorie die Außenpolitik und internationalen Beziehungen mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Auswahl des Darstellungszeitraums vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart folgt aus der Suche nach einem geschichtswissenschaftlichen Beitrag zur Erklärung von Russlands Krieg gegen die Ukraine. Schulze Wessel möchte ihn weder aus den Untiefen der Geschichte ableiten – etwa der Tatarenherrschaft über die Rus' im Mittelalter oder dem Terror Iwans IV. des Schrecklichen im 16. Jahrhundert – noch allein gegenwartsfixiert aus der Person und dem System Putin erklären. Von der Selbstbezeichnung Russlands

als Imperium im Zuge der Kaiserkrönung Peters I. 1721 bis heute erblickt Schulze Wessel eine imperiale Epoche Russlands, in der die Unterdrückung der Ukraine strukturell angelegt sei.

Die Einleitung entwirft ein äußerst komplexes Feld von Kategorien. Eine simple und ungebrochene Kontinuitätslinie von Peter I. zu Putin möchte Schulze Wessel nicht ziehen. Er benennt strukturelle Muster, Pfadabhängigkeiten, die an Wegmarken der Geschichte die Möglichkeit von Wandel beinhalten, Geschichtspolitik in Form der Geschichtsschreibung der Literaten und Intellektuellen und der Geschichte in den Köpfen der politischen Eliten und schließlich politisches Entscheiden einzelner Akteure als Kategorien. So soll der Fluch des Imperiums zwischen einer Kraft historischer Traditionsbildung und Pfadabhängigkeit einerseits und den Entscheidungen politischer Akteure andererseits darstellbar werden. Historiografisch schöpft Schulze Wessel aus Klaus Zernacks Opus magnum über die Beziehungsgeschichte Polens und Russlands von 1994 und einer Reihe von Arbeiten, die die Nationsbildung der Ukraine in ihren transregionalen Bezügen untersucht hat. Das Buch ist chronologisch aufgebaut. Es erzählt seine Geschichte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit Rückblicken in die russisch-ukrainische Beziehungsgeschichte des 17. Jahrhunderts. Kursiv sind in die historische Darstellung einzelne erinnerungsgeschichtliche Facetten eingesetzt, die vorausblenden, wie einzelne Wegmarken der Geschichte später erinnert oder geschichtspolitisch genutzt und manipuliert worden sind.



Würdigung und Kritik des Bandes lassen sich in vier Punkte fassen. Erstens: In der aktuellen Debatte um das Selbstverständnis des Faches Osteuropäische Geschichte kann das Buch als Plädoyer gelesen werden, die transregionale Geschichte im Instrumentenkasten zu behalten. So sehr eine stärkere Behandlung der Geschichte der Ukraine in Deutschland nötig ist, würde eine Rückkehr zur einer containerartigen Nationalgeschichtsschreibung wichtige Kontexte ukrainischer Nationsbildung ausblenden. Verstärkt kommt es darauf an, aus ukrainischen Perspektiven auf die transregionalen Verbindungen der Geschichte des Landes zu blicken.

Zweitens: Ein wichtiger Impuls des Bandes für künftige Forschungen liegt darin zu fragen, wie politische Eliten auf die Geschichte ihres Imperiums geblickt und welche Schlüsse für politisches Handeln sie daraus gegebenenfalls gezogen haben. Die Fruchtbarkeit dieser Fragestellung erhellt Schulze Wessel beispielsweise, wenn er Stalins Polenpolitik im Zweiten Weltkrieg behandelt. Im Rückblick auf die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts strebte Stalin 1939 keine Annexion zentralpolnischer Regionen an, da er in ihnen eine Untergrundbewegung erwartete, die er lieber den deutschen Besatzern überließ. So gab er sich 1939 mit der Annexion jener Teile Polens zufrieden, in denen vor allem Belarussen und Ukrainer wohnten, die er den entsprechenden Sowjetrepubliken hinzufügte. In den Jahren 1944/45 schließlich schuf Stalin ein Polen, das er im äußeren Imperiumring der UdSSR in sowjetischer Abhängigkeit vor einem möglichen deutschen Revanchismus hielt.

Drittens: Der komplexe analytische Zugang, den Schulze Wessel in der Einleitung entwirft, steht in einem starken Spannungsverhältnis zum Erfordernis einer Erzählung, wie sie in einem großen Publikumsverlag nötig ist. Ein konzeptionell-programmatischer

Artikel könnte die analytischen Kategorien sauberer ausbuchstabieren als der Fluss einer großen Erzählung. Neben den oben genannten Kategorien und den drei titelgebenden Ländergeschichten Polens, der Ukraine und Russlands schieben sich auch die Geschichte Deutschlands und die internationalen Systeme der europäischen Geschichte und des Kalten Krieges in die Darstellung. Der Preis dafür sind bisweilen abrupte Wechsel zwischen referierenden und analytischen wie auch historiografisch-programmatischen Passagen.

Viertens: Die These vom Irrweg Russlands ist als Urteil über die Politik Putins einleuchtend. Sie gerät jedoch in schwieriges Fahrwasser, wenn sie zugleich mit einem historischen russischen Exzeptionalismus verknüpft wird und damit auf das Terrain einer Geschichtsschreibung der Sonderwege zurückkehrt. Der Sonderweg Russlands wird in der Einleitung behauptet, kann in der Darstellung aber nicht im Vergleich erhärtet werden. Auch in den Expansions- und Reichsgeschichten der Habsburger und der Osmanen vermengten sich Fragen internationaler Beziehungen und konkurrierender Nationsbildungen. Dass das russische Politikmuster des Imperiums nicht allein als Sonderweg in der Weltgeschichte steht, wird insbesondere dann deutlich, wenn von Churchills hinnehmender Billigung der Großmachtspolitik Stalins im Zweiten Weltkrieg die Rede ist (S. 216 f.). Aus Churchills Diplomatie spricht nicht allein Pragmatismus, sondern ebenso ein Verständnis imperialer Politikmuster, die auf das britische Empire verweisen. Die Irrwegsthese hätte es im Vergleich nötig gemacht darzulegen, auf welchen Wegen und in welchen Zeitrahmen andere Staaten wie Großbritannien und Frankreich ihre imperialen Vergangenheiten hinter sich ließen.

*Martin Aust*



**Dietrich von Engelhardt: Medizin in Romantik und Idealismus. Gesundheit und Krankheit in Leib und Seele, Natur und Kultur.** (= Medizin und Philosophie, Beiträge aus der Forschung, Bd. 17,1–17,4), 4 Bde. Frommann-Holzboog Verlag, Stuttgart-Bad Cannstatt 2023, 618, 508, 496, 402 S.

Wenn Lehrstuhlinhaber in Rente gehen, gibt es gemeinhin zwei Richtungen: Die einen türmen in die Freizeit, die anderen stürzen in die Bibliotheken – und schreiben all die Bücher, für die sie zwar seit Jahren Pläne entwickelt hatten, die zu Papier zu bringen sie aber zwischen Lehre, Verwaltungstätigkeit und Familie niemals Zeit fanden. Im Fach Medizingeschichte scheint letztere Richtung zu dominieren, und das Thema der Romantik offenbart eine ganz besondere Anziehungskraft. So legte der Bonner Emeritus Heinz Schott im Jahre 2014 eine zweibändige Studie über die „Magie der Natur“ vor,<sup>1</sup> und nun präsentiert der vormalige Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Lübeck *Dietrich von Engelhardt* ein vierbändiges Opus magnum zum Thema „Medizin und Romantik“.

Der erste Band beinhaltet die historische und historiografische Darstellung der Medizin der Romantik in all ihren Schattierungen und Bezugspunkten. Auch die Nachwirkung bis in die Gegenwart wird geschildert. Der zweite Band stellt so etwas wie einen „Reader“ dar, in dem zentrale Texte der romantischen Medizin abgedruckt sind. Band drei ist ein biografisches Nachschlagewerk zu 43 bedeutenden Ärzten der Epoche. Der vierte und letzte Band fungiert als Bibliografie und enthält 6500 Titel von etwa 3000 Autoren. Hier zeigt sich in besonderem Maße die Umfänglichkeit der Thematik. Romantik

1 Heinz Schott: *Magie der Natur. Historische Variationen über ein Motiv der Heilkunst*, Aachen 2014.

war weder für Zeitgenossen noch für spätere Interpreten ein deutsches Phänomen, sondern eine Idee zur Interpretation der Welt, die sich im gesamten Westen zumindest einige Zeit halten konnte. Auch gehörten ihr Akteure an, über die es bereits in anderem Zusammenhang Nachschlagewerke und Bibliografien gibt, z. B. Goethe oder Schelling. Die zu ihnen gehörende Literatur im vierten Band stellt daher nur eine selektive Auswahl dar.

Schon in der Einleitung des ersten Bandes macht der Autor deutlich, dass für die Romantiker Metaphysik zwar die „Basis der Natur“ gewesen sei, aber nur auf einer Ebene mit empirischen Arbeitsmethoden (S. 6). Diese musste jeder Arzt für sich selbst ergründen, und es waren zahlreiche Mediziner, die sich dieser Synthese aus Diagnostik, Therapie, idealistischer Philosophie und Metaphysik anschlossen. Die letzten Vertreter starben erst „weit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts“ (S. 6) und prägten so eigene Schüler, als der Geist der Romantik an den Hochschulen scheinbar längst verweht war, wie ganze Generationen späterer Historiker behaupteten. Engelhardt macht so deutlich, wie einflussreich und prägend die Romantik war. Es handelte sich um weit mehr als nur eine kurze Episode in der Wissenschafts- und Geistesgeschichte. Er nimmt die Leser mit auf eine Reise, beginnend mit einer Einführung in das philosophische Denken der Medizin um 1800, die über ein Kapitel über Kant (S. 27–47) und Schelling (S. 48–62) zu Hegel (S. 63) führt.

Erst jetzt, nachdem Engelhardt mit den der Romantik zugrunde liegenden Lehren und Lehren vertraut gemacht hat, schlüsselt er die Prinzipien der Medizin in der Romantik (Einheit der Natur, Therapie, Arzt-Patient-Beziehung) auf. Anschließend werden Überlegungen zu psychischen Leiden sowie sozialmedizinische Gedanken und der Einfluss historisch-philosophischer

Vorstellungen aufgeführt. Italien wird als Sehnsuchtsort benannt. Es folgt das, was der Autor als „Dialog mit Vergangenheit und Gegenwart“ betitelt (S. 305–444): die Beschreibung der einflussreichen Ideengeber Paracelsus, Mesmer, Novalis und Alexander v. Humboldt, wobei Engelhardt noch den Blick von außen durch die Integration von Germaine de Staël einbezieht. Sie schilderte im Jahr 1810 ihre Ansichten über die Romantik in der Heilkunde, die zu diesem Zeitpunkt ihren Zenit bereits überschritten hatte, aber lange nachwirkte, wie der Autor in einer Textanalyse der „Heidelberger Jahrbücher für Literatur“ (1808–1832) und der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ (1827–1846) deutlich macht.

Am Ende des ersten Bandes stehen die Gelehrten Johannes Müller und Jan Evangelista Purkyně, die auf Basis der Romantik die Medizin in den Vitalismus führten und zugleich den Weg für die naturwissenschaftliche Wende in der deutschen Medizin des 19. Jahrhunderts bereiteten. Die wiederholt genannten wichtigsten Kapitel und Werke der Denker der Romantik finden sich leserfreundlich präsentiert im zweiten Band. Der dritte Band erscheint mit seinen Kurzbiografien im Zeitalter digitaler Nachschlagewerke ein wenig verloren zu stehen. Aber im Gegensatz zu diesen sind die Biografien vollständig und – soweit greifbar – mit den zeitgenössischen Rezensionen aufgeführt. Das erleichtert die Analyse historischer Diskurse ungemein und regt zu Detailstudien an. Interessierte Lehrstuhlinhaber können hier ein wahres Füllhorn an Themen für künftige Abschlussarbeiten ausfindig machen.

Es ist immer schwer, umfängliche und mehrbändige Werke einer Kritik zu unterziehen, die nicht den Eindruck der Kleinlichkeit erweckt. Aber einige Punkte sollen dennoch angesprochen werden: So weist Band 3, nicht aber Band 1 und 2 ein Register auf. Dadurch ist es lediglich für äußerst

ausdauernde und bereits mit der Materie vertraute Leser möglich, die unterschiedlichen Theorien, Diskursstränge und zahlreichen Personen zueinander in Bezug zu setzen: Daher ist es zu empfehlen, (auch) das E-Book zu besorgen und dann das PDF zu durchsuchen.

Die Homöopathie und ihr Begründer Samuel Hahnemann wurden in den letzten Jahrzehnten intensiv von dem heute nicht mehr bestehenden Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart erforscht, ohne jedoch die Aufmerksamkeit Engelhardts zu erregen. Wie dieser selbst im ersten Band in einem eigenen Kapitel (S. 305–334) betont, spielte Paracelsus als historische Bezugsperson eine zentrale Rolle für die Ärzte der Romantik, aber in den Reader-Band 2 fand er keinen Eingang. Im Bemühen, die Romantik als Teil einer wissenschaftlichen Medizin zu präsentieren, werden die okkultistischen Strömungen auf die angeblich missratenen Epigonen abgewälzt.

Bisweilen lässt sich bei Historikern eine zu enge Beziehung zum Untersuchungsstoff kritisieren. Aber hier ist eher das Gegenteil der Fall. Engelhardt ist der Träger eines großen Namens für die Freunde baltendeutscher Gelehrsamkeit. Umso erstaunlicher ist es, dass die Nachwehen romantischer Medizin und Naturwissenschaft an der Universität Dorpat (heute: Tartu) mit keiner Silbe erwähnt werden.

Insgesamt jedoch handelt es sich bei diesem Vierbänder um ein verdienstvolles, schön geschriebenes, in sich geschlossenes und logisch aufgebautes Werk. Es wird, und da ist Engelhardt seinem Forschungsthema ganz nahe, künftigen Wissenschaftlern als Steinbruch dienen, wie ja auch die Romantik späteren Zeitgenossen als solcher von Nutzen war.

*Florian G. Mildenberger*

## Altertum · Mittelalter

**Richard Talbert/Lindsay Holman/Benet Salway (Hrsg.): Atlas of Classical History. Revised Edition.** Routledge, London 2023, 250 S.

Je weiter historische Ereignisse zurückliegen, desto hilfreicher kann es sein, sie mit kartografischen Mitteln darzustellen und damit nicht nur den von ihnen eingenommenen Raum zu repräsentieren, sondern sie auch aufgrund der fehlenden zeitgenössischen bildlichen Quellen in der Vorstellung greifbarer zu machen. Die Epoche der Antike, die von einer Vielzahl von (macht-) politischen Veränderungen geprägt war, bietet damit ein ganzes Kaleidoskop von Darstellungsmöglichkeiten, wenn man den Zeitraum von ca. 1500 Jahren und die Vielzahl der Kulturen berücksichtigt, die für die Antike prägend sind. Dank der technischen Entwicklung der Kartografie sind die Darstellung und Produktion historischer Atlanten heute weitaus weniger aufwendig als noch vor wenigen Jahrzehnten.

Das mag ein Motiv gewesen sein, den „Atlas of Classical History“, den *Richard Talbert*, Professor an der University of North Carolina at Chapel Hill, 1985 noch an der Queen's University Belfast, in erster Auflage herausgegeben hatte, noch einmal in verbesserter Form zu publizieren. Talberts Werk, das sich ausdrücklich an Schüler und Studenten als primäre Zielgruppe richtete, wurde bei seinem erstmaligen Erscheinen gelobt, stieß aber auch auf Kritik. Ein Punkt, der wiederholt moniert wurde, war neben der mangelnden kartografischen Kennzeichnung der Schwarz-Weiß-Druck der Karten. Dieses Manko ist in der jetzt vom Talbert gemeinsam mit *Lindsay Holman* (Mercyhurst University) und *Benet Salway* (University College London) edierten, verbesserten Ausgabe behoben worden. Zudem haben die Herausgeber weitere Veränderungen gegenüber der ersten Fassung vorgenommen, die einzelne Kartenausschnitte

und die zeitliche Ausdehnung bis in das Jahr 500 n. Chr. betreffen. Auch sind bestimmte Inhalte wie „Italy's people and languages“ der Übersichtlichkeit halber zum Teil auf andere Karten (S. 85) verschoben worden.

Zunächst wurden die noch lebenden Beiträger um Überarbeitung der ursprünglichen Inhalte der ersten Fassung gebeten. Manche stellten diese – laut Vorwort – sogar noch kurz vor ihrem Tod fertig. In den Fällen, in denen eine eigene Überarbeitung nicht mehr möglich war, wurden andere Experten hinzugezogen. Insgesamt stellt die Neuauflage also wieder ein Gemeinschaftswerk dar, an dem neben den zahlreichen Fachleuten auch 14 Studierende der University of North Carolina at Chapel Hill für das seit dem Jahr 2000 und der Veröffentlichung des ebenfalls von Richard Talbert und anderen herausgegebenen „Barrington Atlas of the Greek and Roman World“ bestehenden *Ancient World Mapping Center* mitgewirkt haben.

Während dieses Standardwerk der antiken Kartografie im Großformat 33,7 x 46,4 cm in der ersten Auflage vor allem Kartenmaterial liefert (102 Karten auf 175 Seiten), kommt die Neuauflage des Atlas of Classical History handlicher daher und ist als Hardcover- oder Softcoverausgabe und als E-Book erhältlich. Die Neuauflage verspricht neben 130 kolorierten Abbildungen einen aktualisierten Text und sorgfältig überarbeitete Karten. Wie in der ersten Fassung wird jede Karte durch kompakte Begleittexte sowie Empfehlungen für weiterführende Lektüre ergänzt, wobei die Kartenformate sehr unterschiedlich sind und zwischen ganz- bzw. doppelseitigen Darstellungen bis zu kleinformatigen Stadt- oder Gebäudeumrissen variieren. Letztere sind dann im Schwarz-Weiß-Druck gehalten.

Die einzelnen Abschnitte sind chronologisch angeordnet und thematisch unterteilt: So beginnt der Atlas mit einem Überblick zu „Egypt and the Near East, 1200–500 BCE“ und endet mit einem Text zum „Roman

Empire and Successor Kingdoms. Around 530 CE“. Zu jedem dieser Abschnitte finden sich im Anhang weitere Leseempfehlungen. Ein ausführliches Ortsverzeichnis fasst jeden auf den Karten genannten Eigennamen in alphabetischer Form zusammen, was die gezielte Suche nach Orten, Personen oder Ereignissen vereinfacht.

Bei allen erkennbaren Verbesserungen bleibt festzustellen, dass nicht alle Karten mit entsprechenden Größenskalen versehen sind. Auch die verwendeten Symbole sind aufgrund der Abbildungsgröße nicht immer auf den ersten Blick zu identifizieren. Es ist dabei noch einmal zu betonen, dass sich der Atlas bewusst an Lernende in Schule und Studium und auch an Nicht-Fachleute richtet. Mit dem Blick auf das wissenschaftliche Publikum umfasst die Reihe der Supplement-Bände zum „Neuen Pauly“ seit 2007 als Band 3 den Titel „Historischer Atlas der antiken Welt“, der 2010 auch in einer englischen Fassung als „Historical atlas of the ancient world“ bei Brill erschienen ist. Auch dieser Band stellt in 170 großformatigen Farbdrucken die Hauptereignisse der Antike mit Begleittexten und einer weiterführenden Bibliografie dar. Gleichwohl ist auch dieser Atlas durchaus im schulischen Kontext einsetzbar, aber preislich sicherlich für Lernende weniger erschwinglich als die Paperback-Ausgabe des vorliegenden Bandes, die sich vor allem auch für den fremdsprachigen oder bilingualen Unterricht eignet.

Die Kartografie bietet heute durch die technischen Fortschritte der vergangenen Jahrzehnte vor allem auch über das Internet eine Vielzahl elektronischer, zum Teil interaktiver Quellen. Liebhaber gedruckter Bücher sind mit der Neuauflage des „Atlas of Classical History“ gut bedient, um sich auf diese Weise einen ersten Überblick über die zentralen historischen Entwicklungen und Ereignisse der Antike bis in das 6. Jahrhundert zu verschaffen.

Hendrik Müller

**Stephan Pongratz: Gottes Werk und Bosos Beitrag. Die Bewältigung des Alexandrinischen Schismas (1159–1177) in den Papstvitien des Kardinal Bosos** (= Papsttum im mittelalterlichen Europa, Bd. 11). Böhlau Verlag, Wien/Köln 2023, 557 S.

Geschichte und damit die Vergangenheit an sich begegnet uns lediglich in narrativer Gestalt. Diese Grundprämisse moderner geschichtswissenschaftlicher Forschung ist nicht zuletzt durch die immer noch anhaltenden Diskussionen im Rahmen des *linguistic turn* in den letzten Jahrzehnten deutlich in den Fokus getreten. *Stephan Pongratz* bietet mit seiner umfassenden Studie zu Kardinal Boso und seinem Werk quasi eine Art Fallstudie zur ansonsten eher auf der theoretischen Ebene anzusiedelnden Forschung. Boso (verstorben 1178), kurialer Kämmerer Hadrians IV. und zentraler Unterstützer von Alexander III., hat mit seiner Um- und Fortschreibung des „Liber Pontificalis“ eine viel zitierte Quelle für das Alexandrinische Schisma und die Vorgänge rund um die Etablierung und Legitimierung des Pontifex hinterlassen. Pongratz untersucht Boso dabei vor allem als Erzähler. Was wird von ihm erzählt und was vor allem nicht? Auf welche Weise lassen sich auch bezogen auf die erzählte Vergangenheit Legitimationsstrategien für die Gegenwart erkennen? Diesen Fragen kommt insofern eine besondere Bedeutung zu, als Bosos Werk als zentrale zeitgenössische Quelle immer noch zur ereignisgeschichtlichen Rekonstruktion genutzt wird.

Der Band ist in sieben Großabschnitte gegliedert. Nach einer allgemeinen Einführung in die Thematik und einer klar strukturierten Heuristik folgt ein Blick auf die recht spärlichen Informationen zu Bosos Biografie und den bisherigen Stand der Forschung. Eine erste Analyse fokussiert die zentralen Erzählmotive von *Humiliatio – Exaltatio* sowie *Vicarius Christi – imitatio Christi – imago*

*Christi*. Insbesondere der biblisch grundierte Gegensatz von Erniedrigung und Erhöhung lässt sich als zentrales Erzählmotiv von Bosos Papstvitien ausmachen. Diesem komme gerade bei der Darstellung des Schismas eine hervorgehobene Bedeutung zu. Insbesondere den päpstlichen Gegenkandidaten Alexanders lastet der Kardinal ein wenig demütiges und eines Nachfolgers Petri unwürdiges Verhalten an. Stolz und Übermut seien gar als Grundeigenschaften von Alexanders Antagonisten anzusehen. Es mag ferner kaum überraschen, dass Boso deutliche Parallelen zwischen Christus und Alexander zu ziehen vermag. Der Kardinal habe, so Pongratz in seiner Analyse, auch eine zentrale Rolle bei der Verbreitung und begrifflichen Etablierung des päpstlichen Christusvikariats gespielt.

Das folgende Teilkapitel analysiert die geistliche Autorität der Päpste. Diese lässt sich vor allem an deren Wahlen festmachen, von denen Boso mehrere in seinem Liber aufgreift. Nicht zuletzt die umstrittene Doppelwahl von 1159 bedurfte einer historiografischen Legitimierung. Doch gerade durch die Beschreibung früherer Wahlen sei es dem Autor gelungen, den kanonischen Charakter von Alexanders Wahl herauszustellen. Dem Kardinal und dem alexandrinischen Lager an sich sei es weniger um eine Mehrheitswahl als vielmehr um einen einmütig getroffenen Beschluss (*concorditer et unanimiter*) gegangen. Am Beispiel der Immantation (Übergabe des Purpurmantels im Rahmen der Papsterhebung) werden deutlich die Grenzen der historiografischen Belastbarkeit von Bosos Werk ausgelotet. Der Hinweis auf die Verwendung des Mantels bei früheren Papstwahlen diene an erster Stelle der Wahllegitimation von 1159 vor dem Hintergrund einer zeitgenössischen symbolischen Überhöhung des Mantels als Zeichen der Einheit der gesamten Christenheit (vgl. Joh 19,23–24). Bosos Konzilsdarstellungen zielten vor allem auf die Stärkung der päpstlichen

Autorität. Konzilien, bei welchen den weltlichen Herrschern eine größere Bedeutung zukam, finden bei Boso zum Teil gar nicht erst Erwähnung.

Neben die Sphäre der geistlichen Autorität tritt das Verhältnis zur weltlichen Macht. Pongratz warnt davor, die Gegenspieler Alexanders, zuvorderst natürlich Friedrich Barbarossa selbst, allzu sehr als die Bösen zu charakterisieren. Natürlich spart der Kardinal nicht an Kritik am Kaiser. Er zeichnet das Bild eines überheblichen, dem Stolz und Übermut zugewandten Herrschers. Niederlagen, die der Staufer neben seinen Erfolgen bis zum Frieden von Venedig 1177 erleiden musste, werden zu Strafen Gottes für ein unwürdiges Verhalten. Letztlich hatte er sich zwar dem Papst zu unterwerfen, allerdings nicht aus einem Zwang heraus, sondern in seiner Rolle als geläuterter und rechtsgläubiger Fürst (*orthodoxus princeps*). Auch anhand anderer zeitgenössischer Herrscher, wie König Heinrich II. von England und Kaiser Manuel I. Komnenos, zeigt der „Liber Pontificalis“ Tugenden und Untugenden herrschaftlichen Verhaltens auf. Immer wieder identifiziert Pongratz „erzählerische Probleme“ (S. 238), die eine Erklärung für eine bestimmte Art der Darstellung bieten können. Als positive Gegenfolie wiederum fungiert der Eid Ottos des Großen gegenüber Papst Johannes XII., in welchem er dem Pontifex nicht nur die Herrschaft über das Patrimonium Petri, sondern auch die Erhöhung des Papsttums insgesamt verspricht.

Mit dem Herrschaftsgebiet des Papstes und seiner territorialen Autorität beschäftigt sich ein weiteres Teilkapitel des Bandes. Boso habe zum einen auf territoriale Zuwächse der Päpste hinweisen können, zum anderen aber auch Verluste und Niederlagen, beispielsweise gegen die keineswegs immer bündnistreuen Normannen, verschweigen müssen. Letztere waren vor allem für die Zeit Alexanders III. äußerst

erklärungsbedürftig. Mit Blick auf das gesamte Patrimonium Petri kommt Pongratz zu dem Ergebnis, dass auch in der Mitte des 12. Jahrhunderts keine genauen Vorstellungen von den Grenzen des Territoriums ausgeprägt waren. Boso sparte auch nicht an Kritik an den Römern selbst, indem er beispielsweise deren Habgier gegenüber dem Papst hervorhebt.

Mit dem letzten Teilkapitel bietet der Autor nochmals eine umfängliche Zusammenfassung seiner an den Liber herangetragenen Fragen. Boso verfolge mit seinem Werk das Ziel, die rechtmäßige Papstherrschaft Alexanders nicht nur in der Gegenwart, sondern gerade auch durch den Blick auf die Vergangenheit zu beweisen. Hierbei komme dem Liber eine historische Tiefendimension zu, weshalb er mehr sei als eine „parteiische Alexanderbiografie mit einem langen Vorwort“ (S. 478). Insbesondere durch eine erzählerische Rechtfertigung mittels Geschichte ist der ereignisgeschichtliche Wert des Werkes an vielen Stellen zumindest in Zweifel zu ziehen. In der Abfassung der Quelle erkennt Pongratz auch die Absicht, nachfolgenden Papstgenerationen historische Beispiele für ein amtsadäquates Verhalten zu präsentieren.

Insgesamt bietet die Studie eine beeindruckende und in jeglicher Hinsicht überzeugende Quellenauswertung. Die Arbeitsweise eines Chronisten in der Mitte des 12. Jahrhunderts, insbesondere was den Umgang mit historiografischen Quellen und Verwaltungsunterlagen betrifft, tritt dadurch deutlich zutage. Aufbau und Gliederung des Bandes sind ebenfalls als sehr gelungen anzusehen. Wünschenswert wäre hingegen ein eigenes Teilkapitel zur Bedeutung von Gottes Wirken als eigentlicher Herr über die Geschichte in Bosos Werk gewesen. Zwar geht der Autor an mehreren Stellen in der Analyse auf dieses Thema ein, es wird aber nicht systematisch aufgegriffen.

*Roman Tischer*

**Hans-Werner Goetz (Hrsg.): Kontroversen in der Jüngerer Mediävistik.** Böhlau Verlag, Wien/Köln 2023, 471 S.

Mediävisten seien „bekanntlich von Natur aus friedlich, freundlich und verträglich“ (S. 10), so charakterisiert *Hans-Werner Goetz* in seiner Einleitung Kollegen und Kolleginnen seiner Zunft-Untergruppe. Es gebe daher eigentlich keine „Deutungsstreitigkeiten“ innerhalb des Faches, wie der Historikertag in München sie in den Mittelpunkt stellen wollte. Wohl aber gebe es eine ganze Reihe von „Forschungsfragen“ (S. 7), die seit den letzten Jahrzehnten die Fachgemeinde beschäftigten oder auch innerhalb der letzten Jahre aufgetaucht seien und auf unterschiedliche Weise beantwortet wurden. Der Sammelband enthält die Erträge der von Goetz initiierten Sektion auf dem Historikertag, der eigentlich für 2020 vorgesehen war, coronabedingt auf 2021 verschoben wurde und schließlich online stattfand. Zu der von Goetz beschworenen harmonischen Fachkultur passt das Titelblatt allerdings nicht. Es zeigt eine Szene aus dem Codex Manesse, die ein Kampfgetümmel darstellt. Im Mittelpunkt steht ein Ritter zu Pferde, der mit seinem Schwert quasi die Titelzeile durchschneidet, um einen Gegner zu enthaupen, dem seinerseits seine Waffe entfällt. Hoffentlich nicht symbolisch gemeint ist, dass das Heer der offenbar siegreichen Ritter mit geschlossenen Visieren dargestellt wird, während nur das verzweifelte Gesicht des Opfers sichtbar ist.

Unterteilt in die beiden Großkapitel „Kontroverse Forschungsrichtungen und Ansätze“ und „Kontroverse Themen und Fachgebiete“ folgen 13 Beiträge, davon jeweils zwei in englischer und französischer Sprache. Goetz erläutert zunächst in einem chronologischen Überblick ausführlich Wege der Forschung seit dem 19. Jahrhundert und zeigt ihren politischen Hintergrund auf, der etwa in der Dominanz der nationalstaatlichen



Orientierung wurzelt. Kulturgeschichtliche Strömungen, die zur selben Zeit existierten, konnten sich dagegen nicht durchsetzen. An diesen wurde aber wiederangeknüpft sowohl in der von Frankreich ausgehenden Annales-Schule als auch in Alltagsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte. Er habe sich selbst in seinen „jüngeren, pubertären Jahren [...] an beiden Richtungen versucht“ (S. 21), die in ihrer Anfangszeit viele Fehldeutungen produziert hätten. Dieser Aufbruchselan ist einer eher altersmilden Abgeklärtheit gewichen, welche die Einleitung kennzeichnet und sich auch in anderen Beiträgen findet. Auch die vielen „turns“ beleuchtet Goetz eher distanzierend, indem er nicht primär die innovativen Leistungen und Chancen der Ansätze hervorhebt, sondern ihre Grenzen. Erfreulicherweise fasst er nicht den Inhalt sämtlicher Beiträge des Bandes zusammen, sondern lässt die durchwegs hochkarätigen Autoren und Autorinnen für sich sprechen.

An erster Stelle steht ein Blick von *Thomas Ertl* auf die globale Ausrichtung der letzten Jahre in der Mediävistik, die durch den Internationalen Mediävistenkongress in Leeds 2017 zum Thema „Othering“ vorangetrieben wurde. Schon personell sei die Diversität im Fach bisher wenig ausgeprägt, doch haben sich die europäischen Erinnerungskulturen deutlich ausdifferenziert. „Globalgeschichte als Geschichte der Globalisierung funktioniert für das Mittelalter nur mit lautem Knirschen“ (S. 60), so sein skeptisches Fazit.

*Amalie Föföel* verfolgt kenntnisreich die Entwicklung der mediävistischen Geschlechtergeschichte, die nach einseitigen Anfangsthemen inzwischen kein „Reizthema“ mehr darstelle, sondern ein breites Spektrum weitreichender Aspekte umfasse, die auch in die allgemeine Fachwissenschaft hinein anregend wirken. Was aus dem Esprit der *Annales* in Frankreich geworden ist, fragt *Martin Gravel*. Den Ort der Epoche innerhalb der

Geschichtskultur und Öffentlichkeit untersucht *Wolfgang Hasberg*. Die Entwicklung der Archäogenetik zeichnet *Walter Pohl* in einem wichtigen und zentralen Beitrag nach, der Fragestellungen, Ergebnisse und Deutungsfragen verschiedener großer interdisziplinärer Projekte vorstellt, die menschliche Überreste bei Gräberfunden erforschen. Vor allem zu Wanderbewegungen und ethischen Zugehörigkeiten von Gruppen und Individuen werden dabei weitreichende Erkenntnisse gewonnen, die bisherige verbreitete Vorstellungen von einheitlichen „Völkern“ widerlegen. Von eigenen Erfahrungen mit heterogenen Studierendengruppen angesichts aktueller Fragen um die Rolle von Rassismus in Mittelalter und Gegenwart berichtet *Juliane Schiel*, die dabei sehr lebendig und emphatisch den Zusammenhang zwischen Theoriekonzepten, die sie selbst mitentwickelt hat, und dem Umgang mit Betroffenheiten beleuchtet.

Der zweite Teil wird eröffnet mit einer Bestandsaufnahme über Andrew Watsons umstrittene Theorie von einer grünen Revolution, die *Wendy Davies* seit der ersten Publikation 1974 in ihrer kontroversen Rezeption verfolgt. Ein Beitrag über die Mittelalter-Rezeption der DDR wird am Beispiel des Stellsingsaufstandes von *Simon Groth* exemplifiziert. Trotz seiner Kritik an allzu simplen Klassenkampf-Schemata fordert der Autor: „Die ostdeutsche Mittelalterforschung sollte in ihrem Eigenwert beachtet und gleichberechtigt neben die Mediävistik der Bonner Republik gestellt werden“ (S. 295).

Auch die fachliche Einordnung der spanischen Reconquista stellt vor dem Hintergrund der nationalen, politischen und religiösen Vereinnahmung „eines der bedeutendsten wertekategorialen Deutungsmuster der spanischen Geschichtsforschung“ (S. 322) dar, so *Nikolaus Jaspert*. In Mitteleuropa wurde die Kategorie des „Lehnswesen“, verstanden als umfassendes Ordnungsprinzip des Feudalismus, immer wieder infrage



gestellt, zuletzt sogar „das Modell als Ganzes“ (S. 361), so *Brigitte Kasten*, die dabei an die bahnbrechenden Schriften der jüngst verstorbenen Susan Reynolds erinnert. Auch die Institution der Elternschaft im Frühen Mittelalter wurde durch Forschungen, die ihre flexible Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit aufzeigten, neu eingeordnet, wie *Regine Le Jan* in ihrem Beitrag hervorhebt. Vor allem in Krisenzeiten und bei Wanderungsbewegungen treten eine soziale oder spirituelle Elternschaft an die Stelle des Verhältnisses zu leiblichen Verwandten.

Die Wandlungen, die um das Jahr 1000 stattfanden, wurden im Rahmen der Verfassungsgeschichte unterschiedlich gewichtet. Die europäische Debatte habe sich aber, so *Steffen Patzold*, weg vom Epochenjahr 1000 zu der Marke um 1100 bewegt. Der Untergang des Römischen Reiches ist ein Dauerbrenner, dessen „recent controversies“ (S. 425) *Ian Wood* vorstellt. Durch wichtige Ergebnisse großer internationaler Projekte werde der Fall Roms heute in größere Zusammenhänge gestellt und regional bis nach Asien verfolgt.

Der Band enthält keine Kurzviten der Autoren und Autorinnen. Sie alle sind als Spezialisten zu ihrem Thema bekannt. Komplettiert wird er durch zwei umfangreiche Register. Im ersten werden die Namen der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aufgelistet, die im Text erwähnt werden, im zweiten die historischen Persönlichkeiten. Als eine Art problemorientierter Überblick über die gegenwärtige Mediävistik tritt der Sammelband mit anderem Konzept, so der Herausgeber, an die Stelle seiner Monografie „Moderne Mediävistik“, die er 1999, also vor fast 25 Jahren, vorlegte. Auch wenn man natürlich die Auswahl der Aspekte und des Autorenteam (zu wenige Frauen, zu viele Deutsche, zu wenig Globales) diskutieren kann, erfüllt er doch eine solche Funktion der Orientierung auf eher bescheidene, selbstkritische, unaufgeregte, kurz: überzeugende

Weise. Die Mediävistik wird nicht aus fachinternen Streitigkeiten heraus isoliert gesehen, sondern im Rahmen des gesamten Faches, fachübergreifend und in europaweiten Kontexten. Deutlich mangelt es noch an mehr Diversität in andere Kontinente hinein. Und ein bisschen mehr Begeisterung für die einmal begangenen Wege könnten sie ruhig zeigen, die altgedienten Kollegen und Kolleginnen.

*Bea Lundt*

## Neuzeit · Neueste Zeit

**Andrea Kirchner (Hrsg.): Von Konstantinopel nach Genf. Quellen zum Wirken Richard Lichtheims** (= Archiv jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 7). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2022, 587 S.

**Andrea Kirchner: Emissär der jüdischen Sache. Eine politische Biografie Richard Lichtheims** (= Schriften des Dubnow-Instituts, Bd. 35). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 368 S.

1923, nach dem Rathenau-Mord, erklärte der Schriftsteller Emil Ludwig seinen Wiedereintritt in die jüdische Religionsgemeinschaft. Dies war als politisches Zeichen gemeint, hatte aber eine Vorgeschichte: Es sei, erklärte er wenige Jahre später, der Einfluss seines Freundes Richard Lichtheim gewesen, der ihn „dem Judentum und dem jüdischen Leben“ zurückgewonnen habe.<sup>1</sup> Arthur Koestler, der – vor seiner Konversion zum Kommunismus und dem sich anschließenden Durchbruch als Renegatenliterat – Ende der 1920er-Jahre als Lichtheims Sekretär im Parteibüro der Union der Zionisten-Revisionisten in Berlin gearbeitet

<sup>1</sup> Emil Ludwig liest an der Hebräischen Universität, in: Leipziger jüdische Wochenschau, 20. Dezember 1929.

hatte, bezeichnete ihn rückblickend als „den besten Typus jener europäischen Juden, denen die deutsche Kultur so viel verdankt, und gegen die man eines der scheußlichsten Verbrechen der Weltgeschichte beging. Er besaß Klugheit, Humor, Geschmack und Organisationstalent.“ (Emissär, S. 161) Lichtheim verstand – eine für Diplomaten wichtige Eigenschaft – Eindruck zu machen. Dank *Andrea Kirchner*, die gleich zwei Bücher vorgelegt hat, eine voluminöse Quellenedition und eine angesichts des verarbeiteten Materials überraschend kompakte politische Biografie, können nun auch die Nachgeborenen sich ein Bild jenes Mannes machen, dessen Bedeutung für die zionistische Bewegung seiner Zeit wohl erst jetzt angemessen gewürdigt werden kann.

Ludwig, damals Kriegskorrespondent des *Berliner Tageblatts*, hatte Lichtheim 1916 in Konstantinopel kennengelernt, wo dieser als offizieller Repräsentant des organisierten Zionismus die Interessen des Jischuw, der jüdischen Siedlungsbewegung in Palästina, gegenüber der Hohen Pforte wahrte. Mehr noch: Lichtheims Diplomatie, schreibt Kirchner, habe großen Anteil daran gehabt, „dass die jüdische Gemeinschaft Palästinas über die Wirren des Kriegs“ überhaupt hinweggerettet werden konnte (Emissär, S. 57). Der Bedrohungen waren nicht wenige: Die Verwaltung Palästinas lag in den Händen Cemal Paschas, der den Juden, wie den anderen ethnischen und religiösen Minderheiten, misstraute, der jüdischen Ansiedlung ein Ende machen wollte und – wenn ihm das Deutsche Reich, der wichtigste Verbündete der Türkei, nicht in den Arm gefallen wäre – wohl auch eine armenische Lösung für den Jischuw in Betracht gezogen haben würde. Lichtheim hatte es verstanden, das deutsche Auswärtige Amt am Zionismus zu interessieren und dafür zu sorgen, dass die deutsche Botschaft in Konstantinopel, die den Genozid an den Armeniern weitgehend unkommentiert geschehen ließ, in jüdischen Fragen

intervenierte. Dass das Deutsche Reich die palästinensischen Juden aus teilweise dezidiert antisemitischen Affekten heraus schützte – „vom Standpunkt des zielbewussten Antisemiten“, schrieb ein Diplomat nach Berlin, sollte man wünschen, „dass möglichst jeder Jude die Konsequenzen des Zionismus zieht“ (Emissär, S. 83) –, steht auf einem anderen Blatt. Bis zum Kriegseintritt der USA gehörte auch der amerikanische Botschafter Henry Morgenthau zu Lichtheims Gesprächspartnern. Die von Kirchner edierten Berichte an das Zionistische Zentralbüro lassen uns Lichtheim als einen nüchternen Analysten und geschickten Politiker erleben, dessen Verdienste um den Jischuw 1917 jedoch in den Schatten der alles überstrahlenden Balfour-Deklaration gerieten. England war die Macht, mit der fortan gerechnet werden musste.

Die Quellen der Berliner Jahre, in denen Lichtheim – bis zum bitteren Bruch an der Seite des schillernden Wladimir Jabotinsky – gegen den „Weizmannismus“ kämpfte, womit eine angeblich zu weitgehende Konzilianz gegenüber der britischen Mandatsmacht und den arabischen Wortführern seitens der World Zionist Organisation (WZO) gemeint war, sind interessant, können mit den Zeugnissen seiner diplomatischen Wirksamkeit aber kaum mithalten. Im Großen und Ganzen beinhalten sie Querelen innerhalb einer rechten zionistischen Oppositionsgruppe, die schließlich in Konventikel zerfiel.

Seine diplomatische Tätigkeit nahm Lichtheim, nach der Aussöhnung mit der WZO, 1939 wieder auf, als er deren Vertretung in Genf übernahm. Hier kam ihm die quälende Aufgabe zu, die Meldungen, die aus allen Winkeln Hitler-Europas in der neutralen Schweiz zusammenliefen, zu prüfen, zu bewerten und nach New York, London und Jerusalem zu übermitteln. Die Klarheit seines Urteils, die mit seinen Konstantinopler Erfahrungen zusammenhing, ist von Anfang an frappierend. So schreibt

er bereits in dem ersten von Kirchner edierten Bericht am 12. Oktober 1939 – einen guten Monat nach dem deutschen Überfall auf Polen –, dass sich die zionistischen Instanzen der Tatsache stellen müssten „that under German rule 2 000 000 Jews will be annihilated in not less than a cruel way, perhaps even more cruel, than 1 000 000 Armenians have been destroyed by the Turks during the last war“ (Von Konstantinopel, S. 301). Die Systematik der Menschenvernichtung erkannte er sehr früh. Seine Nachrichten wurden jedoch nicht nur von den westalliierten Regierungen, sondern auch von zionistischer Seite in Zweifel gezogen. Erst mit dem „Vrba-Wetzler-Report“ vom Sommer 1944 lag sichtbar zutage, was bislang nur gemutmaßt werden konnte: der Holocaust in seiner ganzen Monstrosität. Ende 1944 kalkulierte Lichtheim gegenüber Nahum Goldmann die jüdischen Opferzahlen auf etwa 5,5 Millionen. Lichtheims Berichte sind erschütternd. Erschütternd ist vor allem, was Zeitzeugen gewusst haben konnten, und erschütternd ist, wie wenig die vielfältigen Rettungsversuche bewirkten, weil die westlichen Staaten sich abschotten wollten vor befürchteter Migration.

Nach Kriegsende übersiedelte Lichtheim endgültig nach Palästina, wo er, nunmehr linkspolitisch orientiert, die israelische Staatsgründung kritisch begleitete. Der Zionismus, schrieb er, hätte eine Rettung für die europäischen Judenheiten bedeuten können. Was nun geschehe, geschehe erstens zu spät und zweitens zu überhastet. An dem neuen Staat hatte er insbesondere die religiösen Reservatrechte auszusetzen. Die Hoffnung, dass Israel sich seiner Säkularität besinnen und ein Modell für andere Staaten werden könne, erfüllte sich zu seinen Lebzeiten nicht. 1963 verstarb er, weitgehend vergessen, in Jerusalem.

Kirchners Bücher weisen Lichtheim nun endlich seinen Platz in der Geschichte des Zionismus zu und ermöglichen es, „die oft-

mals teleologisch erzählte Erfolgsgeschichte der jüdischen Nationalbewegung [...] zu hinterfragen“ (Von Konstantinopel, S. 17). Der unangepasste, auch unbequeme Zionist, der seinem eigenen Kompass folgte und seinen Überzeugungen über äußere Wandlungen hinweg treu zu bleiben suchte, bot sich hierfür an. Im Rahmen eines fünfjährigen Forschungsaufenthalts in Israel hat Kirchner nicht nur Lichtheim zurück in den historischen Diskurs geholt. Sie hat auch eine zentrale Quelle zur Holocaustgeschichte erschlossen. Biografie und Edition sollten nacheinander oder parallel gelesen werden. Lichtheims Zeugnisse und Kirchners kluge Einordnung ergeben ein Ganzes und eröffnen neue Perspektiven auf die Staatswerdung Israels und ihre Genese.

*Max Bloch*

**Thilo Schulz: Alfred Rothstein (1892–1960). Armut, Ausgrenzung, Überleben. Eine jüdische Biografie** (= Hamburgische Lebensbilder, Bd. 27). Wallstein Verlag, Göttingen 2023, 175 S.

Als Qualitätsmerkmal einer Biografie nennt der Hamburger Gymnasiallehrer und promovierte Historiker *Thilo Schulz* in Anlehnung an den Kölner Historiker Guido Thiemeyer, dass in ihr „das Allgemeine der Geschichte im konkreten Einzelfall gespiegelt wird“ (S. 7). Die von ihm ausgewählte Thematik bietet dafür die besten Voraussetzungen: Sein aus Danzig stammender Protagonist Alfred Rothstein erlebte vier Epochen deutscher Geschichte: das Kaiserreich und den Ersten Weltkrieg als aktiver Soldat, die Weimarer Zeit zunächst in Danzig, seit 1929 in Hamburg in überwiegend prekären Verhältnissen lebend. Während des Nationalsozialismus aufgrund seiner jüdischen Herkunft Bedrohungen ausgesetzt, musste er in der Nachkriegszeit die Erfahrung machen, dass meist nur unzulängliche

finanzielle Mittel zur Wiedergutmachung gewährt wurden. Auch in der Auswahl der von Schulz verwendeten Quellen spiegelt sich die Verbindung von allgemeiner und privater Geschichte wider. Neben einigen persönlichen Fotografien, Briefen und Dokumenten, die im Keller eines Sohnes von Rothstein gefunden wurden, sind umfangreiche „amtliche“ Akten der Fürsorgebehörden aus dem Staatsarchiv Hamburg ausgewertet.

Alfred Rothstein wurde 1892 in Danzig als eines von insgesamt sieben Kindern der jüdisch-assimilierten Eheleute Helene und Phöbus Rothstein geboren und wuchs in relativ bescheidenen sozialen Verhältnissen auf. Nach einer Lehre zum Textilkaufmann trat er kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs seinen Wehrdienst an; hier glaubte er, seine überaus patriotische Gesinnung unter Beweis stellen zu können. In den über vier Jahren Militärdienst wurde er unter anderem zum Militärmusiker ausgebildet. Das erlaubte ihm, in den zwanziger Jahren eine kleine Tanzkapelle zu gründen und damit seine kärgliche Unterstützung als Langzeitarbeitsloser geringfügig aufzubessern. Im Jahr 1919 heiratete Rothstein zum ersten Mal, seine Frau war evangelischen Glaubens. Mit ihr hatte er zwei Kinder. Das jüngere Kind Harry (geb. 1924) war geistig behindert, schwer erziehbar und insgesamt sehr pflegebedürftig.

Nach der Scheidung von seiner ersten Frau im Jahr 1929 wurde Harry von seinem Vater an dessen neuen Wohnort nach Hamburg geholt, was die Situation des Kindes jedoch kaum verbesserte. Es gab häufige Auseinandersetzungen mit der Jugendfürsorge um die Zahlung von Unterstützungsgeldern und die Unterbringung in Pflegeheimen. Im Dritten Reich spitzte sich die Situation noch zu: Nun schalteten sich die nationalsozialistischen Rassenhygieniker ein, wobei eine Zwangssterilisation denkbar, aber nicht nachweisbar ist (S. 40). Nach zahlreichen, im

Buch ausführlich beschriebenen Auseinandersetzungen mit Hamburger Gesundheits- und Sozialbehörden wurde Harry 1942 nach Auschwitz deportiert, wo sich seine Spur verliert. Es ist davon auszugehen, dass er dort ermordet wurde.

Alfred Rothstein heiratete 1930 erneut. Auch seine zweite Frau war nichtjüdischer Herkunft. Wegen geringen und unregelmäßigen Einkommens war die Familie auf die Unterstützung durch die Wohlfahrtsbehörde angewiesen – eine Situation, die sich durch Rothsteins Ausschluss aus der Reichsmusikkammer, der einem Berufsverbot gleichkam, noch verschärfte. Rothsteins Vertrauen zum NS-Staat tat dies keinen Abbruch. Er gab sich weiter als patriotischer Deutscher aus, verwendete den „deutschen Gruß“ und meldete sich zu Kriegsbeginn als 46-Jähriger zur Wehrmacht, in der er bis zum Juli 1940 diente, weil er nicht „als Feigling dastehen“ wollte (S. 71).

Eine weitere Sicherheit gegen antisemitische Diskriminierung schien ihm sein Pass zu geben, der ihn als Bürger der Freien Stadt Danzig, also als „Ausländer“ auswies, aber von den Nazis seit dem Überfall deutscher Truppen auf Polen nicht mehr akzeptiert wurde. Die Ehe mit einer „arischen“ Ehefrau bedeutete einen gewissen Schutz gegen die zunehmende Entrechtung, der viele Juden seit den Nürnberger Gesetzen ausgesetzt waren. Allerdings verschärfte sich die nationalsozialistische Judenpolitik in den Jahren 1942/43 erheblich. Auch in „Mischehen“ lebende Juden wurden in „Judenhäuser“ umgesiedelt und konnten vor einer späteren Deportation nicht mehr sicher sein. In einer etwas undurchsichtigen Vereinbarung mit der Gestapo erreichte Rothstein, dass er, nachdem er einer von den Nazi-Behörden erpressten Scheidung von seiner zweiten Frau zugestimmt hatte, nicht nach Auschwitz, sondern ins Lager Theresienstadt deportiert wurde. Dort arbeitete er dann – relativ sicher vor weiteren staatlichen Willkürmaßnahmen – als Krankenpfleger

und Musiker, wurde aber mehrmals miss-handelt.

Nach dem Ende des Krieges kehrte Rothstein nach Hamburg zurück, wo er als Angestellter bei einem Arbeitsamt und als Hilfskraft bei einem Rechtsanwalt tätig war. Der Kampf mit kommunalen Behörden beschäftigte ihn auch in der jungen Bundesrepublik jahrelang. Dabei ging es um von ihm beanspruchte Zahlungen nach dem im Jahr 1953 erlassenen Bundesentschädigungsgesetz, das Entschädigungen von Personen regelte, die aus „rassischen“, politischen oder religiösen Gründen verfolgt worden waren. Seine private Situation nach Kriegsende war durch seine dritte Eheschließung 1946 und die Geburt von drei weiteren Kindern gekennzeichnet. Alfred Rothstein starb im Jahr 1960.

Die Verbindung des Allgemeinen mit dem Einzelfall ist dem Autor gut gelungen. Unklarheiten über Personen oder deren Handlungen wurden keineswegs fiktiv überspielt, sondern als solche benannt. Das macht die Darstellung authentischer als manche primär didaktisch orientierte Literatur. Der Stil des Textes ist angemessen sachlich, aber keineswegs ermüdend. Die Quellenauswahl zeigt eine große Breite, vor allem, wenn es um amtliche Quellen geht, die sorgfältig ausgewertet wurden, was sich in den zahlreichen differenzierten wissenschaftlichen Anmerkungen widerspiegelt. Auch die reichhaltig benutzte Sekundärliteratur ist ein Indiz dafür, dass die jeweils herrschenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse immer im Blickfeld bleiben. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister unterstreichen die Wissenschaftlichkeit dieser Biografie. Verschiedene Abbildungen illustrieren die beschriebenen Verhältnisse. Insgesamt ist der erwähnte Anspruch von Guido Thiemeyer an eine Biografie in vollem Umfang erfüllt.

*Horst Thum*

**Jasmin Welte: Helmut Berve und die Alte Geschichte. Eine deutsche Biographie** (= Antike nach der Antike, Bd. 3). Schwabe Verlag, Basel 2023, 393 S.

Helmut Berve (1896–1979) gilt als einer der bedeutendsten deutschen Althistoriker des 20. Jahrhunderts. In einem Nekrolog in der *Historischen Zeitschrift* (Bd. 230, 1980, S. 779–787) ließ sein Schüler Alfred Heuß verlauten, „Der Nationalsozialismus war ihm von hause aus widerwärtig“ (S. 784), was die Untersuchung von Berves Wirken im „Dritten Reich“ intensivierte. Luciano Canfora, Karl Christ, Linda-Marie Günther, Volker Losemann, Beat Näf, Wilfried Nippel und Stefan Rebenich zeigten seine erhebliche politische Belastung auf. In der Summe der Forschungen dürfte es wohl kaum einen Gelehrten dieser Generation geben, über den so viel Material vorliegt. Die von *Jasmin Welte* verfasste Biografie wurde 2020 erfolgreich als Dissertation an der Universität Bern eingereicht, lässt das bewegte Leben in acht großen Kapiteln Revue passieren und enthält das Schriftenverzeichnis des Protagonisten, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister.

Helmut Berve wurde in einer großbürgerlichen protestantischen Familie im niederschlesischen Breslau (heute: Wrocław) geboren, meldete sich mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges zur Armee, wurde aber aus gesundheitlichen Gründen später wieder entlassen. Er wandte sich einem Studium mit Schwerpunkten in den Fächern Griechisch, Latein und Geschichte an verschiedenen Universitäten zu, das mit Promotion (1921) und Habilitation (1924) bei seinem akademischen Lehrer Walter Otto in München abgeschlossen wurde. Als wichtige Publikation legte er etwas später „Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage“ vor, das inhaltlich und methodisch glänzte. Als die Universität Leipzig

einen Nachfolger für den Militärgeschichtler Johannes Kromayer suchte, fiel die Wahl auf den jungen Berve, der sein erstes Ordinariat erhielt.

An der Universität Leipzig rief er nicht nur eine einflussreiche „Schule“ ins Leben, sondern entwickelte auch eigene Vorstellungen vom alten Hellas in einer zweibändigen „Griechischen Geschichte“. Obwohl teilweise noch in der Weimarer Republik erschienen, wandte er sich darin vom Positivismus sowie der Einbeziehung des Alten Orients à la Walter Otto ab und verwendete Vokabeln der *Lingua Tertii Imperii*. Berve betonte die Bedeutung herausragender Persönlichkeiten und sah im agonalen Wettstreit für die nach Ruhm strebende Gemeinschaft der Bürger, die sich dem Staat unterordneten, ein wesentliches Charakteristikum der griechischen Antike.

Wie Welte zeigen kann, brauchte der Althistoriker gar keine umfangreichen rassentheoretischen Konzepte, da er dem emotionalen Gedanken einer „Rassenseele“ anhing und je nach Anlass und Publikum die gewählte Terminologie verändern konnte. Sein Sendungsbewusstsein galt speziell der peloponnesischen Polis „Sparta“. Motive für den Beitritt zur NSDAP im Mai 1933 erkennt die Autorin vorwiegend in „opportunistischen und karrieristischen Gründen“ (S. 122). Durch zahlreiche Bekenntnisse zum „Führer“ stieg er in der sächsischen Universität zum Dekan der Philosophischen Fakultät, Prorektor und schließlich Rektor auf. Er distanzierte sich von jüdischen Kollegen, half das „Führerprinzip“ in der Wissenschaft zu verankern, aber geriet in der polykratischen Struktur der NS-Behörden als Funktionsträger auch gelegentlich mit anderen Repräsentanten des Systems aneinander. Ein solcher Konflikt scheint dafür gesorgt zu haben, dass sich Berve 1943 nach München orientierte.

Zu einem führenden Vertreter seiner Profession aufgestiegen, wurde ihm der

wichtige „Kriegseinsatz“ für die Altertumswissenschaften übertragen. Zwar konnte Berve als Herausgeber in dem zweibändigen Werk nur bedingt „Das neue Bild der Antike“ im geforderten Sinne präsentieren, da viele Beiträge vom Standpunkt der Rassen-geschichte enttäuschend blieben. Dennoch stellte das Projekt einen wichtigen Erfolg für ihn dar, da es den Bildungswert des Altertums zeigte, nicht wenigen Kollegen einen Publikationsort mit Finanzierung bot und starke öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Vormachtstellung während des Zweiten Weltkrieges unterstrich Berve durch eine Reihe von Vorträgen, die ihn als kulturpolitischen Botschafter der Politik des „Dritten Reiches“ in mehrere Länder Südosteuropas führte.

Nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes erhielt der Althistoriker in München von den US-Amerikanern Lehrverbot und wurde automatisch als Hauptkriegsverbrecher (Kategorie I) eingestuft. Vor einem deutschen Gericht erfolgte zunächst die Zuordnung zur Kategorie III – Minderbelasteter, ehe es schließlich im Berufungsverfahren im Sommer 1948 zu seiner vollständigen Entlastung (Kategorie V) kam. Die Passagen, die auf der Auswertung von Berves Spruchkammerakten zurückgehen, zeigen eindringlich, wie die Entnazifizierung oftmals ablief und für die in diesem Fall fast fünfzig „Persilscheine“ aufgeboten wurden. Von langer Hand vorbereitet, gelang es dem Angeklagten, sich als Verteidiger der Hochschul-Autonomie zu inszenieren. Welte bilanziert: „In Wahrheit wurde eher der einzelne Nationalsozialist von seiner Schuld befreit und mit ‚weisser Weste‘ aus dem Verfahren entlassen“ (S. 245).

Obwohl Berve in München seine Professur verloren hatte, gelang es ihm durch Kontakte zu Verlagen, durch die Unterstützung seiner breit gestreuten Netzwerke und mithilfe diverser Lehraufträge über die Station



Regensburg wieder zum Ordinarius, jetzt an der Universität Erlangen, ernannt zu werden (1954). Er gewann neue Schüler und verfasste Publikationen, von denen die über die antike Tyrannis wohl die größte Breitenwirkung erzielte. Als Berve im Jahr 1960 zum Vorsitzenden der Kommission für Alte Geschichte und Epigrafik gewählt wurde, hatte er schon fast wieder die dominierende Position erreicht, die vor seiner Amtsenthebung bestanden hatte. Er lehnte es ab, sich mit der NS-Zeit kritisch auseinanderzusetzen, und nahm die Veränderungen im Fach, zum Beispiel den Ausbau von Lehrstühlen, zur Kenntnis, ohne verhindern zu können, dass die Zeitläufte an dem „Nestor“ der westdeutschen Althistorie zunehmend vorbeigingen.

Lediglich wenige Details sind an der Studie zu monieren. Zur Auflösung von Abkürzungen wäre ein entsprechender Index hilfreich gewesen. Die Einteilung und die Benennung der Hauptkapitel wirken selten überzeugend, besonders Kapitel V „1943–1949: Entlassung und Rehabilitierung“, ohne die Berufung nach München und das Ende des „braunen“ Staates zu erwähnen. In Kapitel IX, „Schriftenverzeichnis Helmut Berve“, werden einige Titel doppelt aufgeführt (S. 343 ff.).

Ansonsten ist die Monografie sauber aus nicht wenigen Archivalien herausgearbeitet, sie hat ihre Stärken mehr im Politischen als auf althistorischer Seite und enthält überzeugende Interpretationen. Nützlich waren die vielfältigen Vorarbeiten, insbesondere die von Weltes Doktorvater Stefan Rebenich. Aber auch der methodische Ansatz, sich auf Pierre Bourdieu und seine Überlegungen zur universitären Macht zu stützen, bringt neue Impulse in die komplexe Materie. Wer sich künftig mit der umstrittenen Person Helmut Berves beschäftigt, wird an der Studie von Welte nicht vorbeigehen können.

*Matthias Willing*

**Dennis Werberg: Der Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten. Eine Veteranenorganisation und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus** (= Zeitalter der Weltkriege, Bd. 25). De Gruyter Oldenbourg, Berlin 2023, X, 407 S.

Unter den demokratiefeindlichen Kräften der Weimarer Republik spielte die Veteranenvereinigung „Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten“ eine bedeutende Rolle. *Dennis Werberg* hat ihr mit seiner 2020 an der Universität Potsdam verteidigten Dissertation eine zeitgemäße Gesamtdarstellung gewidmet. Er beschreibt ihr Wirken, erklärt ihre politische Strategie und analysiert Angaben über die Zusammensetzung ihrer Mitglieder, deren Zahl sich 1930 auf eine halbe Million belief. Er stützt sich dabei auf eine breite Quellenbasis: auf zentrale Veröffentlichungen des Stahlhelms und Erinnerungsschriften seiner Spitzenfunktionäre, vielfach auch auf in ausgewählten Landesverbänden erschienene Stahlhelm-Blätter, insbesondere im Landesverband Bayern, dessen Aktenbestand umfangreich erhalten blieb und über das Geschehen auf regionaler und lokaler Ebene Aufschluss gibt. Oberbayern bildet so mit Franken und der Pfalz einen der Schwerpunkte dieser Studie. Überdies wurden einschlägige Unterlagen aus dem Landesverband Württemberg-Hohenzollern herangezogen. Zu diesen bislang wenig genutzten Beständen kommt die amtliche Überlieferung der Polizei-, Gendarmerie- und der Verwaltungsbehörden, der Gestapo und, für die Jahre ab 1951, die des Bundesamts für Verfassungsschutz. Denn schließlich geht es auch um den neu gegründeten Stahlhelm-Bund in der Bundesrepublik Deutschland.

Im Mittelpunkt steht das seit Ende der 1920er-Jahre höchst zwiespältige Verhältnis zur Hitler-Bewegung. Der im immer stärker werdende Nationalsozialismus erwies sich als Wettbewerber um die Vorherrschaft im rechtsnationalistischen, antidemokratischen



Lager. Einer Zusammenarbeit stand diese Konstellation nur zeitweilig, nicht grundsätzlich im Weg. Und manchen Stahlhelm-Mitgliedern bot die NS-Bewegung sogar eine reizvolle Alternative, sofern sich das, was angestrebt war, rascher erreichen ließ. Auf der Führungsebene freilich mündete das Konkurrenzverhältnis 1931/32 in politische Feindschaft, ehe sich der kleinere, schwächere Stahlhelm nach einer Wiedernäherung seinem Partner unterordnen und ihm die alleinige (Staats-)Führung überlassen musste.

Werbergs Studie ist in fünf Kapitel gegliedert. Zunächst geht es um „Ideologie und Selbstbild des Stahlhelms als rechter Sammlungsbewegung“ (S. 27). Die Ideenwelt kreiste um „Fronterlebnis“ und Kameradschaft und verband sich mit einer aggressiven Revisionsrhetorik in Bezug auf den Versailler Friedensvertrag. Ein Hauptziel war, durch forcierten, Staat und Gesellschaft erfassenden Militarismus den Großmachtstatus Deutschlands wiederzuerlangen. Der Stahlhelm verstand sich dabei keineswegs als bloßer Verein, sondern wollte eine von Frontsoldaten geführte staatstragende „Volksbewegung“ sein (S. 62). Ein Höhepunkt war der jährlich an wechselnden Orten abgehaltene Reichsfrontsoldatentag. Politisch nahe bei den Parteien DNVP und DVP verortet, strebten Stahlhelm-Funktionäre mittel- bis langfristig die Einrichtung eines antiparlamentarischen Ständestaats im Reich an, was sie von der SA abgrenzte, die – radikaler und stets gewaltbereit auftretend – einen raschen Umsturz im Auge hatte (S. 63). Dieser Unterschied wird auch im zweiten Kapitel augenfällig, in dem der Verfasser das Sozialprofil von NS-Bewegten und Stahlhelmern beleuchtet. Letztere waren im Schnitt älter und zu einem weit größeren Anteil bereits arriert (S. 133).

Im Kapitel über Stahlhelm und Nationalsozialismus in der Weimarer Republik befasst sich Werberg mit den symbolhaften

Alltagspraktiken wie dem Bundesgruß „Front-Heil“, dem Anlegen der feldgrauen Uniform und den unter Stahlhelmern verwendeten Zeichen. Die völkische Ideologie hatte hier geringere Bedeutung; der Antisemitismus nahm auf religiös bedingte Gegensätzlichkeiten, aber kaum auf die Rassentheorie Bezug, was der NS-Propaganda Anlass für Angriffe bot (S. 163). Ende 1932 war der Graben zwischen Stahlhelm und NSDAP „so tief wie niemals zuvor“ (S. 223), nachdem der zweite Bundesvorsitzende des Stahlhelms Theodor Duesterberg bei der ersten Runde der Reichspräsidentenwahl 1932 erfolglos angetreten war.

Im vierten Kapitel nimmt Werberg das Verhältnis von Stahlhelm und Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1935 in den Blick. Im Zuge der (Selbst-)Gleichschaltung wurden die (jüngeren) Stahlhelm-Mitglieder der SA unterstellt, und sie kamen nun auch für die dem neuen Regime ergebene Hilfspolizei in Betracht (S. 230f.). Der unter Reichskanzler Hitler zum Arbeitsminister aufgestiegene Bundesvorsitzende Franz Seldte war bemüht, bei der Neubesetzung von Posten auf seine Leute zurückzugreifen.

Zur gleichen Zeit führte das Verbot demokratischer Organisationen zu Masseneintritten in den zunächst weiterbestehenden „Kernstahlhelm“ (S. 235). Manche Ortsgruppen wurden zu Sammelbecken von „enttäuschten Einzelmitgliedern der NSDAP und SA bis hin zu einzelnen, ehemaligen Angehörigen der KPD [...]“. Die Masse [...] wurde durch die Mitglieder der aufgelösten konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Organisationen gestellt“, wobei verschiedene Motive ins Spiel kamen: sich ohne Anschluss an eine „nationalsozialistische Organisation am Aufbau des neuen Staates zu beteiligen, bis hin zu der Absicht, gegen örtliche NS-Funktionäre vorzugehen bzw. sich vor ihnen zu schützen“ (S. 345).

Ging die Phase der Eingliederung in die SA mit der Neu- bzw. Umgründung von

Ortsgruppen einher, so verlief sie regional und vor Ort verschieden und war etwa in Württemberg-Hohenzollern einvernehmlich, im nördlichen Innkreis von vielen Spannungen begleitet und in Franken überaus konfliktreich (S. 267). Mitglieder des Stahlhelms mussten nun erleben, „wie seine Symbole aus dem öffentlichen Bewusstsein“ verdrängt wurden (S. 147). Sichtbares Zeichen war der Ausschluss der Stahlhelmer vom ersten sogenannten Heldengedenktag am 5. März 1935. Hinzu kam der Vorwurf, dass sie bestrebt seien, die SA zu zersetzen. Vielerorts unter Druck gesetzt und von Einschränkungen ihrer Betätigung betroffen, mündete die Entwicklung bei den Veteranen in große Verbitterung, noch bevor der Bund der Frontsoldaten in bestimmten Gebieten verboten und im November 1935 schließlich reichsweit aufgelöst wurde. Damit war der letzte verbliebene Sammelpunkt „einer potenziellen bürgerlichen Opposition“ (S. 5) beseitigt und der nationalen Einheit für den avisierten Krieg einmal mehr Genüge getan.

Werberg ermöglicht einen fundierten Einblick in das Leben im süddeutschen Stahlhelm. Am Ende bleibt allerdings unklar, inwieweit seine Befunde aus den eher katholischen Landesteilen für den „Gesamtbund“, „dessen Hochburgen in den preußischen Ostprovinzen sowie in Mittel- und Norddeutschland lagen“, repräsentativ sein können (S. 13). Spielte doch 1933 „der Stahlhelm bei der Etablierung des NS-Regimes zumindest in Bayern und im direkten Vergleich mit der SA eine untergeordnete Rolle“ (S. 299), wenngleich es in bestimmten Städten Bayerns frühzeitig zu Kontakten kam. Dem stehen freilich nur 15 000 Mitglieder gegenüber, die 1932 dem Landesverband angehörten (S. 289).

Wie sich die nationalsozialistische Machtdurchsetzung in den Übergangsjahren 1933 bis 1935 in anderen Landesteilen darstellte, in denen der Stahlhelm stärker verwurzelt war, wäre nach „Erschließung neuer

Quellenbestände“ festzustellen, wobei auch Forschungen zu den „bislang vernachlässigten Parteien, Vereinen und Verbänden“ durchgeführt werden sollten (S. 348). Schaut man auf das Nachrichtenblatt des Stahlhelms im Gau Kurhessen-Waldeck, so fällt auf, dass es damals mit rasch wechselnden Titeln herauskam und häufig neue Schriftleiter antraten. Nützlich wären also weitere biografische und kollektivbiografische Beiträge zu führenden und einflussreichen militaristischen Akteuren und Propagandisten – wie Hans Henning Freiherr Grote (1896–1946) und Wolfgang Loeff (1895–1954) – und ihren Netzwerken. So konnten beispielsweise den Stahlhelmern geistesverwandte Aktivisten 1933/34 das Blatt *Wir Kriegsfreiwilligen von 1914/15* erscheinen lassen. Einige Unentschiedene waren zeit- bzw. wechselweise in beiden Lagern aktiv, etwa Friedrich Wilhelm Heinz (1899–1968) und Elhard von Morozowicz (1893–1934).

Bedenkt man die mit der schwierigen Quellenlage verbundenen Einschränkungen, ist es Werberg in seiner „Milieustudie zum nationalen Lager in Deutschland“ (S. 10) gut gelungen, das Wirken des Stahlhelms als „parafaschistische“ Vereinigung (S. 342), aber auch seine Bedeutung als integrative Kraft zu Beginn des NS-Regimes zu charakterisieren.

*Klaus-Peter Friedrich*

**Dorothy Thompson: „Ich traf Hitler!“ Der Reportage-Essay von 1932.** Hrsg. von Oliver Lubrich. DVB Verlag, Wien 2023, 267 S.

Nachdem sie es sieben Jahre lang vergeblich versucht hatte, gelang es der amerikanischen Journalistin *Dorothy Thompson* (1893–1961) im Dezember 1931 im Hotel Kaiserhof in Berlin, ein Interview mit Adolf Hitler zu führen. Das Interview erschien im März 1932 in „Hearst’s International – Cosmopolitan“, im selben Jahr folgte eine auf

130 Seiten erweiterte Buchausgabe, die nun erstmals vollständig auf Deutsch vorliegt. Welchen Wert hat dieses Buch heute, wenn man bedenkt, dass die (scheinbar) entscheidenden Sätze zeigen, dass Thompson Hitler vollkommen falsch einschätzte? Das wurde ihr oft, teils mit misogyner Süffisanz, vorgehalten: Als sie Hitlers Salon betrat, sei sie „der festen Überzeugung gewesen, dem künftigen Diktator von Deutschland zu begegnen. Keine fünfzig Sekunden später war ich mir ziemlich sicher, dass dies nicht der Fall war“. Was war in diesen Sekunden passiert? „Es brauchte nur ungefähr diese Zeit, um die verblüffende Bedeutungslosigkeit dieses Mannes zu ermessen, der die Welt in Atem hielt“ (S. 23 f.). Thompson schrieb zu einer Zeit, in der viele Zeitgenossen Hitler noch für einen Randpolitiker hielten. Man sollte heute also 90 Jahre Wissen ausblenden und sich in den Dezember 1931 versetzen.

Bei der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 hatte die NSDAP 2,63 % der Stimmen erhalten, die Wahl am 15. September 1930 brachte einen Sprung auf 18,33 %, im Juli 1932 errang die NSDAP 37,27 % und bei der letzten freien Wahl im November 1932 33,09 % der Wählerstimmen. Thompson sah im Dezember 1931 durchaus, was auf Weimar und die Welt zukam. Sie war eine informierte Journalistin, arbeitete seit 1920 als freie Reporterin, war von 1925 bis 1928 leitende Mitteleuropa-Korrespondentin des *Philadelphia Public Ledger* in Wien, reiste in die Sowjetunion und schrieb darüber ein Buch. Und: ihr Interview führte dazu, dass sie im August 1934 als erste US-Journalistin aus dem nationalsozialistischen Deutschland ausgewiesen wurde.

Dennoch: Warum diese (Fehl-)Einschätzung? Für die Beantwortung dieser Frage muss man das gesamte Interview lesen. Die im *Cosmopolitan* veröffentlichte Version beginnt mit einer Einleitung, es folgt die direkte Konfrontation mit Hitler. Viele seiner

desolaten menschlichen Facetten sieht sie klar: Er sei „formlos, fast gesichtslos, ein Mann dessen Miene einer Karikatur“ gleiche, er sei „belanglos und redselig, von schlechter Haltung und unsicher. Er ist die Verkörperung des kleinen Mannes.“ Darüber hinaus fand Thompson in seinem Gesicht „keine Spur von innerem Konflikt oder von Selbstdisziplin“. Lediglich seine Augen seien „bemerkenswert“, dunkelgrau, „hervorquellend – sie haben diesen eigentümlichen Glanz, der oft bei Genies, Alkoholikern und Hysterikern auftritt“ (S. 24).

Im überaus instruktiven Nachwort und im ebenfalls erhellenden Editionsbericht notiert der Herausgeber, der Literaturwissenschaftler *Oliver Lubrich*, eine ganze Reihe ähnlicher Beschreibungen von anderen Gesprächspartnern. Man wusste, mit wem man es bei Hitler zu tun hatte. Ein Beispiel: Thompson schrieb, man könne mit ihm nicht reden, er rede „die ganze Zeit so, als wäre er auf einer Massenveranstaltung“ (S. 26). Genauso sah das der amerikanische Radiokommentator Hans von Kaltenborn, der Hitler im August 1932 interviewte. Statt auf Fragen zu antworten, halte Hitler „excited speeches, thus seeking to create for himself the atmosphere of the public meeting in which he is at home“.

Muss nach Jahrzehnten biografischer Forschung jetzt erneut etwas über Hitlers Charakter gesagt werden? Thompson erzählt mehr. Sie hat die verfügbaren Hintergründe parat, skizziert präzise die Geschichte des Aufstiegs der NSDAP und Hitlers seit 1919, sie ist sich sicher, die Nationalsozialisten seien „reif für die Macht“ (S. 22). Überdies sah Thompson Hitler ja als „Verkörperung des kleinen Mannes“. Das sei sein Potenzial: „darin, und gerade darin“ liege „das Geheimnis seines enormen Erfolges“ (S. 33). Er entstamme einer kleinen Beamtenfamilie, stecke voll Hass, Kränkung. Kurz: Der kleine deklassierte Wähler aus der Mittelschicht fand sich in ihm wieder.

Man weiß heute durch Jürgen W. Falter Analysen mehr über Hitlers Wähler. Falter bezeichnete die NSDAP als „Volkspartei des Protests“. Sie wurde von allen Schichten gewählt, wenn auch eher von Landarbeitern, eher kleinstädtischen als großstädtischen Arbeitern, die Wähler kamen eher aus dem agrarisch-protestantischen als dem katholischen Milieu. Thompson hatte festgestellt, Hitler ziehe die „verwirrten, unglücklichen Deutschen“ an: „ungelernte Arbeiter, kleine Händler, niedere Beamte, Bauern – die guten, tapferen, gehorsamen Leute, die pflichtbewusst gedient und ihre Söhne dem Krieg gegeben hatten“ (S. 36). Der Antisemitismus als zentrale nationalsozialistische „Weltanschauung“, so weiß Thompson, sei jahrhundertlang insbesondere in der Bauernschaft verankert gewesen. Vor allem sah sie in Hitler den Demagogen, den Prediger, der zu Gläubigen spricht: „an die Emotionen und an den Glauben, nicht an die Vernunft. Seine Reden“ seien „voll von Gerede über Ehre, Volk, Vaterland, Treue, Familie, Opferbereitschaft, Rache“ (S. 40). Mit diesen Einlassungen könnte es gelingen, „Menschen in einem Land aufzuwiegeln, in dem alle den Druck von heute und die Unsicherheit von morgen spüren“. Patriotismus, so Thompson, sei „die einfachste Form der Selbsterhöhung. Wenn man verschuldet ist, im Leben keinen Erfolg hatte – so gehört man dennoch, wie Hitler sagt, zur überlegenen nordischen ‚RASSE‘“ (S. 42).

Thompsons Buch hat seine Stärken also in der Beschreibung der Sozialpsychologie. Schon vor den Forschungen der Frankfurter Schule in den USA zur autoritären Persönlichkeit notiert sie einige der Charakteristika: Autoritätsunterwürfigkeit, Aggressivität, Identifikation mit Machthabern, Entwertung Andersdenkender, Rassismus/Antisemitismus.

Natürlich kann die Situation der Jahre 1931/32 nicht mit der Gegenwart gleichgesetzt werden. Dennoch sei auf zwei Befunde

der Leipziger Autoritarismus-Studie 2023 über die ostdeutschen Bundesländer verwiesen, auch wenn man die Interpretationen der Autoren und Autorinnen dieser Studie nicht völlig teilen muss. Unter dem Stichwort „Elemente des autoritären Syndroms“ lassen sich bei 32,9% der Befragten „autoritäre Aggressionen“, bei 15,3% „autoritäre Unterwürfigkeit“, bei 34,8% Tendenzen zu Verschwörungsdanken finden. 36,7% der Befragten wünschen sich ein starkes deutsches Nationalgefühl.

Gewöhnlich wird in Rezensionen der Verlag des besprochenen Buches nicht erwähnt, außer wenn Defizite zu vermelden sind. Verlage scheinen graufarbige Transporteure zu sein, die selten hervorgehoben werden. An dieser Stelle soll aber der DVB-Verlag (*Das vergessene Buch*) des Verlegers A. C. Eibl ausdrücklich gelobt werden. Dort sind inzwischen einige Bücher erschienen, die historisches Wissen erweitern und ergänzen – jetzt also Thompsons erhellende Reportage über Hitler.

Kai Sammet

**Lion Feuchtwanger: Bin ich deutscher oder jüdischer Schriftsteller? Betrachtungen eines Kosmopoliten.** Mit bislang unveröffentlichten Texten. Hrsg. von Nele Holdack, Marje Schuetze-Coburn und Michaela Ullmann. Aufbau Verlag, Berlin 2023, 232 S.

Der Band versammelt Texte, die *Lion Feuchtwanger* im Exil geschrieben hat: Betrachtungen über den Einbruch der Barbarei in die kultivierte Welt, die Vernichtung von Zivilisation und Intellekt durch Hitlers Herrschaft, die Vertreibung des Geistes aus Deutschland. Es sind Zeitungsartikel und Reden, Reflexionen und politische Manifeste, einige davon zum ersten Mal in deutscher Sprache oder überhaupt publiziert. Auch bekannte Stücke, die man gerne wieder liest, sind darunter. Wie der offene Brief

im *Pariser Tageblatt* an den Bewohner der Feuchtwanger-Villa im Berliner Grunewald, die 1933 anlässlich der Ausbürgerung des Schriftstellers enteignet worden war. Oder der 1941 geschriebene, aber erst 1947 in der *Weltbühne* gedruckte Brief an sieben Schauspieler, die im antisemitischen Film „Jud Süß“ mitgewirkt hatten. Er kannte sie alle aus früherer Zusammenarbeit, Heinrich George und Werner Krauss, Veit Harlan und die anderen, die sich beteiligt hatten am Falsifikat der Tragödie des jüdischen Entrepreneurs am Hof des Herzogs von Württemberg. Aus Feuchtwangers Roman hatten sie das antisemitische Zerrbild nach Goebbels' Wunsch gestaltet. Feuchtwanger hält ihnen den Spiegel vor, konfrontiert sie mit ihrem Ehrgeiz, ihrer Käuflichkeit, ihrem künstlerischen Niedergang. Das Urteil ist vernichtend: Man könne nicht jahrelang „gesinnungsloses, schlechtes Theater machen, ohne dass man Talent einbüßt“, mit der Seele verlumpe auch die Kunst. Ein guter Schauspieler könne nicht gegen seine Überzeugung spielen, ohne ein weniger guter Schauspieler zu werden (S. 142).

Für den Tag geschrieben, berühren etliche Texte, wie der Artikel vom Dezember 1947 über die Idee der einen Welt, sympathisch als Ausdruck vergeblicher Hoffnung angesichts diametraler politischer Wirklichkeit im Kalten Krieg. Verfasst zur Zeit der Londoner Konferenz der Großmächte, die den Höhepunkt der Spaltung der Welt markierte, war die Botschaft Illusion. Auch der Essay über die „völkerverbindende Kraft der Literatur“ (August 1955) mit der optimistischen Kunde, große Literatur überspringe die Schranken aller Fremdheit, ist nur noch als in die Literaturwissenschaft abgesunkene Bildungslust einer untergegangenen Zeit bemerkenswert.

Die vom Autor verworfene und Fragment gebliebene ironische Kurzgeschichte, die den Band beschließt, lohnt jedoch die Lektüre. Die Geschichte handelt vom Banausentum

nationalsozialistischer Kulturbonzen und den Verirrungen rassistischer Ideologie. „Die Erwachende“, so der Titel des 1935 geschriebenen Textes, zeigt an den Figuren des Bildhauers Benno Zacharias und des zwerghaften Professors Kemp, der Koryphäe der Erforschung der Hethitersprache, sowie dem Sohn Ludwig Zacharias', der dem Gelehrten assistiert, die Meisterschaft Feuchtwangers, ohne falschen Ton die Tragödie nationalsozialistischen Rassenwahns für dessen Opfer zu exemplifizieren. Zugegeben, die Fabel ist gewagt konstruiert, die Fäden der Handlung kreuzen sich gefährlich, aber die „Judenfrage“ wird in ihrer existenziellen Konsequenz verständlich.

Dem Nürnberger Kriegsverbrechertribunal hat Alfred Döblin eine euphorische Beschreibung gewidmet. Lion Feuchtwanger selbst schrieb im Dezember 1945 für eine Amsterdamer Wochenzeitung einen Artikel, in dem er den Prozess mit der Zuversicht auf die Überwindung nationalistischer Enge in einer besseren künftigen Welt begrüßt. Feuchtwanger sah eine neue Epoche der Menschheit, in der eine Skala von Werten endlich international gelten würde. Wie zählbig die alten Maximen nationaler Horde tatsächlich sind, musste der optimistische Humanist nicht mehr erfahren.

Die dem Band namensgebende Rede, 1940 in New York vor Rabbinern gehalten, war nicht für das große Publikum bestimmt. Feuchtwanger sprach deutsch, weil er nicht wollte, dass das fremde Idiom seine Gedanken verzerre. Er bekannte sich zu seinem Judentum als einer Komponente, die ihn als Menschen und als Kosmopoliten deutscher Herkunft charakterisiere. Er verwahrte sich gegen die Verabsolutierung des jüdischen Anteils und führte drei Generationen an, die in der Mischung aus Judentum und deutschem Liberalismus große Geister hervorbrachten, die ihn geformt hatten: Heine und Börne, Mendelssohn und Offenbach, Arthur Schnitzler und Jakob Wassermann, die

Naturwissenschaftler Wildstetter und Haber, die Politiker Lassalle und Rathenau, Karl Marx, Sigmund Freud und Albert Einstein. Aus solcher Beweisführung, die dem Konstrukt der deutsch-jüdischen Symbiose verdächtig nahe kommt, leitete der Schriftsteller eine besondere Verantwortung elitären Judentums für die künftige Weltordnung im Verhältnis von Kapitalismus und Sozialismus ab. Die Frage nach seinem eigenen Judentum hat Feuchtwanger mit solchen Ausführungen mehr weitläufig umschrieben als beantwortet.

Unverändert lesenswert, ja beklemmend aktuell angesichts der innenpolitischen Auseinandersetzungen in Israel, ist der Essay „Nationalismus und Judentum“, den Feuchtwanger 1933 im Pariser Exil für den Sammelband „Die Aufgabe des Judentums“ schrieb und gemeinsam mit Arnold Zweig herausgab. Anderes in der Anthologie hat nur noch philologische Bedeutung. Die Sorgfalt des herausgebenden Kollegiums im Umgang mit den Texten ist zu rühmen, beklagt werden muss jedoch, dass ein biografischer Essay fehlt, welcher Lesern, die noch nicht mit Feuchtwanger vertraut sind, die Bedeutung des Autors vermittelt.

*Wolfgang Benz*

**Thomas Großbölting: Alfred Müller-Armack. Die politische Biografie eines Ökonomen** (= Veröffentlichungen des Universitätsarchivs Münster, Bd. 17). Aschendorff Verlag, Münster 2023, 95 S.

Alfred Müller-Armack (1901–1978) wird in der Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland zu der Gruppe der „Väter“ der Sozialen Marktwirtschaft gezählt. Nach Ludwig Erhard dürfte sein Name am bekanntesten geblieben sein. Er hat zumindest seine zu jener „Vätergruppe“ gehörenden Kollegen Walther Eucken, Franz Böhm oder Wilhelm Röpke an Nachhall etwas überdauert.

Doch anders als Röpke, Eucken oder Böhm, die in ihrer Tätigkeit nach 1933 in Konflikte mit dem herrschenden NS-Regime gerieten, lässt sich ein distanzierendes Verhältnis zur Diktatur, ähnlich wie bei Erhard, kaum eindeutig nachweisen. Für den Autor der Biografie stellte sich somit die Frage, ob und in welcher Weise Müller-Armack in den Nationalsozialismus und dessen Herrschaftspraxis tatsächlich verwickelt war. *Thomas Großbölting* ist Historiker an der Universität Hamburg und Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH). Von 2009 bis 2020 lehrte er an der Universität Münster, an der auch Alfred Müller-Armack von 1938 bis 1950 wirkte. Diese biografische Gemeinsamkeit mag dazu beigetragen haben, dass sich der Autor mit dem renommierten Ökonomen und seiner Biografie beschäftigte.

„War Müller-Armack Nationalsozialist?“ lautet die Kernfrage des Buches. Wenn die Antwort positiv ausfiele, wäre die nächstliegende Frage, welche ökonomischen Vorstellungen sowohl mit dem Nationalsozialismus als auch mit der gegenwärtigen Demokratie kompatibel sind. Es geht also um Kontinuitäten und Brüche im Denken und Wirken Müller-Armacks, mitgedacht auch Ludwig Erhards. Großbölting sieht durchaus heroisierende Tendenzen in der öffentlichen Wahrnehmung Müller-Armacks. Er wird ausschließlich als einer der Erfinder der Sozialen Marktwirtschaft präsentiert, von seinem gesamten Wirken ist kaum etwas bekannt.

Müller-Armack wurde 1901 in Essen geboren und entstammte einem gutbürgerlichen Elternhaus. 1923 promovierte er an der Universität Köln in der Fachrichtung Politik, wo er auch als Dozent arbeitete. 1926 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die ökonomische Theorie der Konjunkturpolitik. Trotz deutlicher Überschneidungen mit den Positionen von John Maynard Keynes zählte Müller-Armack zum rechten Flügel der jungen Ökonomen.



Nach der Machtübertragung trat er am 1. Mai 1933 der NSDAP bei, gehörte also zu denen, die durch den Parteieintritt ihre Karriere voranbringen wollten. Seine spärlichen Aussagen über eigene Motive tragen eindeutig einen apologetischen Charakter. Die Analyse seiner Schriften aus den Jahren vor 1933 lässt wachsende Affinitäten zum Faschismus italienischer wie deutscher Observanz erkennen. Für 1933 vermutet Großbölting, dass Müller-Armack seine beruflich noch ungesicherte Situation – er war Privatdozent und besaß keinen Lehrstuhl – absichern wollte. Zu diesem Zweck diente er sich mit der 1933 veröffentlichten Schrift „Staatsidee und Wirtschaftsordnung im neuen Reich“ den neuen Machthabern an. Aktivitäten in der NSDAP und deren Nebenorganisationen sind nicht nachweisbar, dennoch pflegte er wichtige Netzwerkkontakte mit diesen in Köln.

Über die genannte Schrift urteilt Großbölting, dass sich Müller-Armack der „neuen politischen Bewegung aufs Äußerste“ annäherte und „sich als ein begeisterter Anhänger des Nationalsozialismus“ zeigte. „Er wählte sich am Anfang einer neuen Epoche, begrüßte die Regierungsform, das Führerprinzip, die Ablösung der parlamentarischen Demokratie, pries den neuen Nationalismus, das damit einhergehende Volksbewusstsein“ und bezog sich auf Hitlers „Mein Kampf“ (S. 33). Diese Aspekte werden im Folgenden von Großbölting nachvollziehbar vorgestellt und in ihrer pro-nazistischen Grundhaltung belegt. Der Ökonom Müller-Armack setzte auf einen starken Staat, der aktiv die Wirtschaft ordnen und alle Interessengruppen an die Suprematie des Staates binden sollte. 1938 ging sein Konzept der Anbiederung auf, er wurde an die Universität Münster berufen, wo er bis 1950 blieb. Die Distanzierung von seinem Wirken und seiner positiven Haltung zum NS-Regime nach 1945 blieb, so Großbölting, retrospektiv motiviert: Ein Mitbegründer der Sozialen Marktwirtschaft als

einem der Grundpfeiler der Bonner Republik konnte kein Nazi gewesen sein (S. 63).

Wie aber verträgt sich dies mit Konjunkturpolitik, als deren Pionier Müller-Armack in der deutschen Wirtschaftslehre gilt? Zunächst einmal bedurfte es, so der Befund des Autors, der Selbstentschuldung. Müller-Armack, der während der NS-Diktatur zwar nicht ausgeprägt schriftstellerisch, aber immerhin aktiv wissenschaftsorganisatorisch in Erscheinung trat, wandte sich kultur- und religionssoziologischen Inhalten zu, die er gesellschaftstheoretisch verarbeitete. Statt der „Ersatzreligionen“ Liberalismus, Sozialismus oder Kapitalismus, die er nun in ihren Säkularisierungseffekten kritisierte, sollten Staat, Gesellschaft und Wirtschaft auf einem gemeinsamen (verbindlichen) religiösen Fundament aufbauen, der Staat solle als Ordnungs- und Steuerungsfaktor quasi über den wirtschaftlichen Interessen stehen und dort eingreifen, wo es zu ungezügelt oder zu restriktiv zugehe. Damit knüpfte Müller-Armack sowohl an vordemokratisch-konservative Gedankenstränge als auch an seine Ideen von 1933 an, da im Zentrum seines ökonomischen Systemdenkens ein starker Staat stand. Wurde dieser 1933 noch als völkischer gedacht, so ging es nach 1945/49 um den Ausgleich zwischen den Interessengruppen. Ein Kapital und Arbeit verbindender Staat, Unternehmerverbände und Gewerkschaften sollten in dieses vom Staat aktiv regulierte Ausgleichsgeflecht integriert sein. Dies war seine Grundidee der Sozialen Marktwirtschaft, vorrangig also eine regulative Idee von der Wirkung und viel weniger von der theoretischen Fundierung her gedacht. So konnte Müller-Armack die Kontinuität seines Konzepts auch über das Ende des Nationalsozialismus hinaus wahren und mit der neuen Demokratie der Adenauerrepublik vereinbaren.

Müller-Armack wurde zum wichtigsten Beamten und Wirtschaftsdiplomaten Ludwig Erhards bis in dessen Kanzlerschaft



hinein. Er arbeitete auf bundesdeutscher wie europäischer Ebene und war politisch in der CDU Köln organisiert. War er nun ein Nazi, wie Großbölting eingangs fragt? Bei seinem Eintritt in die NSDAP war er dies gewiss, und auch während der NS-Zeit ging er wohl kaum in die innere Emigration, sondern war ein Teil des intellektuellen Räderwerks des Regimes. Er verstand es, seine Vergangenheit weitgehend zu verbergen. Großbölting urteilt vorsichtig, aber deutlich. Müller-Armack besitzt keinen Vorbildcharakter für heute oder morgen.

*Holger Czitrich-Stahl*

**Carola Sachse: Wissenschaft und Diplomatie. Die Max-Planck-Gesellschaft im Feld der internationalen Politik (1945–2000)** (= Studien zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Bd. 4). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 594 S.

*Carola Sachse* analysiert in ihrer Studie die Wissenschaftspolitik der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft im Spannungsfeld zwischen „Außenwissenschaftspolitik“ und „Wissenschaftsaußenpolitik“, wie sie terminologisch unterscheidet (S. 21 ff.), also zwischen den Einflüssen und Einflussnahmen des politischen Systems und dem Bemühen der MPG um eigene Wissenschaftsautonomie. Als „Identitätskern“ der MPG erscheint dabei die „Grundlagenforschung“ in der Organisationsform des sogenannten „Harnack-Prinzips“ – des Aufbaus und der Ausrichtung ganzer Institute mit exzellenten Direktoren im Mittelpunkt. Sachse deutet an, dass hier eine Art Genieästhetik und „Führerprinzip“ (S. 77) im idealisierten und ideologisierten Glauben an den „exzellenten“ Direktor walte. Das „groteske Ausmaß der Geschlechterdisparität“ (S. 13) thematisiert die Autorin dabei immer wieder leicht ironisch, wie sie überhaupt ebenso stoffreich, luzide und klar wie locker und unterhaltsam

formuliert. Die Ausrichtung auf „autonome“ Grundlagenforschung konfligiere dabei immer mehr mit Finanzierungsproblemen der Großforschung, die nur noch kooperativ und international zu stemmen seien, sowie der projektorientierten Ausrichtung auf „angewandte“ Wissenschaft.

Relativ knapp erörtert Sachse einleitend die NS-Hypothesen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die zunächst „höchst ungewisse Option“ (S. 57) einer Weiterführung als Max-Planck-Gesellschaft mit personellen Kontinuitäten. Deutlich wird die hohe Relevanz der Kernforschung und vertrauensvoller Kooperationsbeziehungen gerade unter den international vernetzten Pionieren dieser neuen Schlüsseltechnologie. Otto Hahn wurde der erste Präsident der MPG; Carl Friedrich von Weizsäcker steht dann für die Übersetzung von Grundlagenforschung in ein „wissenschaftliches Weltverständnis als Mission“ (S. 87 ff., 92 ff.): einen Griff in die Rezeptur und Gesamtdeutung, der in den 1970er-Jahren dann im von ihm gemeinsam mit Jürgen Habermas geleiteten Starnberger Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt grandios scheiterte (S. 110 ff.).

Sachse zeigt zunächst, dass die Max-Planck-Gesellschaft nach 1945 mit einem entpolitisierten Selbstverständnis auf die Hyperpolitisierung im Nationalsozialismus antwortete. Willy Brandts neue Außenpolitik (S. 96 ff.) nutzte und mobilisierte das internationale Ansehen deutscher Spitzenwissenschaft dann zwar als „dritte Säule“ neben klassischer Diplomatie und ökonomischen Mitteln. Die Aktivitäten der MPG wurden unter Helmut Schmidt jedoch bereits auf eine spezialisierte „Bringschuld“ (S. 134 ff.) heruntergestutzt und ernüchtert. Dabei musste die MPG ihren Identitätskern der „autonomen Grundlagenforschung“ auch gegen den Zug zur europäisierten Kooperation und Projektförderung behaupten, was sie auch

nach 1989 in der strukturkonservativen Abwicklung der Ost-Akademien bzw. Übertragung ihres Typus tat (S. 179 f., 191 f.).

In einem zweiten Durchgang exemplifiziert Sachse diese Befunde dann für die „kultur- und wissenschaftspolitischen Missionen der MPG in Italien, Spanien, der UdSSR und China“, wobei sie in ihrem stoffreich verdichteten Text über die genannten Länder vielfach hinausgeht. Die Rede von „Missionen“ dürfte im ambigen Geflecht von „Außenwissenschaftspolitik“ und „Wissenschaftsaußenpolitik“ leicht ironisch einerseits als dienstlicher „Auftrag“ und andererseits als starker Exzellenz- und Berufungsdünkel gemeint sein. Innerhalb der MPG wie im Auslandsinteresse dominierten überall die Naturwissenschaften und Spitzentechnologien. Die „Geisteswissenschaften“ werden als Mauerblümchen der MPG in Sachses Darstellung kaum thematisiert. Die Fallstudien zur UdSSR und zu China sind heute im Rahmen neuer Dissoziationen besonders interessant: Sachse zeigt hier, wie die Politik ihre „dritte Säule“ massiv einsetzte, dabei aber erst mit Deng Xiaoping und Gorbatschow auf größere Offenheit und Resonanz stieß. Die MPG folgte der BRD – wie verstärkt auch der EU-Wissenschaftsaußenpolitik nicht sklavisch, sondern nutzte vielmehr die Impulse zur „Normalisierung“ (S. 372) bilateraler Kooperationen im Sinne des eigenen Identitätskerns („Science against Diplomacy“). Politische Rückschläge wie das Tiananmen-Massaker wurden eher „kosmetisch“ (S. 357) berücksichtigt.

Die MPG diene den Partnerländern dabei vor allem als Wissenschaftstransfer für den akademischen Nachwuchs, der häufig nicht zurückstrebte (Brain-Drain-Problematik). Das Instrument der Nachwuchsgruppen bzw. „Partnergruppen“ (S. 507 f.) hat sich als besonders erfolgreich erwiesen. „Die vergleichsweise geringfügige Beiladung westlich-demokratischer Werte, verpackt in geistes- und sozialwissenschaftliche Projekte, wurde

[dagegen] vom chinesischen Adressaten wenn nicht überhaupt verweigert, dann doch ungenützt entsorgt“ (S. 373). Der gewünschte Export des MPG-Modells erfolgte nirgendwo, der MPG gelang es aber, eine „Normalisierung“ ihrer bilateralen Aktivitäten im Sinne ihres Identitätskerns durchzusetzen, ihre relative Autonomie zu bewahren und sich nicht als Magd der Regierungspolitik instrumentalisieren zu lassen.

Im letzten Hauptteil skizziert Sachse diese relative Autonomie und Politikferne als ambigue „Spur der Sorge um den Weltfrieden und die Erde“. Sie zeigt zunächst ausführlich erneut am Zentralvertreter Carl Friedrich von Weizsäcker, wie die Auseinandersetzung mit der atomaren Sorge um den Weltfrieden von der Politik der Memoranden (S. 380 ff.), wie der Göttinger Erklärung, ausging und über die Selbstkritik Weizäckers in Starnberger „Strategiespiele“ (S. 416 ff.) und alternative Konzepte „defensiver Verteidigung“ mündete. Über die „Friedensbewegung“ der 1980er-Jahre kam es hierbei zu einem Gespräch zwischen Gorbatschow und Hans-Peter Dürr (S. 469 f.), der innerhalb der MPG allerdings in heftigem Streit mit der Generalverwaltung stand (S. 515). Die Autorin zeigt dann, wie die MPG sich der etwa von Paul Crutzen vehement vorangetriebenen Klimawandel- und Umweltforschung recht zögerlich zuwandte. Sie schließt mit einer Rekapitulation und der Feststellung, dass „Putins Angriffskrieg“ dazu angetan sei, mit den Kooperationen auch die ohnehin nachhinkende und existenziell nötige Klima- und Umweltforschung weiter zurückzuwerfen.

Knappe Schlussbemerkungen zu einem gewaltigen Thema und stoffreichen, dichten Werk fallen schwer. Sachse schreibt in mancher Hinsicht eine Erfolgsgeschichte, bei welcher der strukturkonservative „Identitätskern“ der Organisation oft korrektiv mit forschungspragmatischer Nutzen- und Anwendungsorientierung konfligierte. Der Fetisch „Grundlagenforschung“ bot

positive wie negative Aspekte. Im Fahrwasser der Bundespolitik konnte die „Wissenschafteraußenpolitik“ vieles bewirken und auch „against Diplomacy“ retten. Geisteswissenschaftler lesen die klare Übersichts-darstellung mit einiger Demut: Sie sehen die marginale Bedeutung ihrer Fächer in der innovativen Schlüsselforschung. Nur wenigen ist es gegeben, aus einer Startposition in der MPG heraus, wie Albrecht von Müller, in die Gründung eines Software-Milliardenunternehmens umzusteigen, dessen Stiftung dankbar die „MPG als Letztbegünstigte“ einsetzte (S. 437f.)

*Reinhard Mehring*

**Alexander Kraus/Christoph Lorke (Hrsg.): Zeitgenössische Kunst fördern und vermitteln. Neugründungen von Kunstvereinen in der Bundesrepublik nach 1945/49** (= Texte zur Geschichte Wolfsburgs. Bd. 43). Ecrivir Verlag, Hannover 2022, 280 S.

Die historische Beschäftigung mit Kunstvereinen in der Bundesrepublik steckt noch in den Anfängen.<sup>1</sup> Einen wichtigen Beitrag zu ihrer Erforschung leistet der Sammelband von *Alexander Kraus* und *Christoph Lorke*, der 13 Beiträge zu Kunstvereinsneugründungen seit 1949 in sechs industriell geprägten Städten Nordrhein-Westfalens und Niedersachsens vereint. Die Vereine in Leverkusen, Wolfsburg, Bochum, Gelsenkirchen, Unna und Gütersloh avancierten zu Vermittlern zwischen Kunstschaffenden und städtischer Öffentlichkeit (S. 8).

1 Vgl. als erste Ansätze u. a.: Walter Grasskamp: *Die unbewältigte Moderne. Kunst und Öffentlichkeit*, München 1994, S. 120–132; Marion F. Deshmukh: *The Revision of Vision. The Kunstvereine after 1945 – Observations on Postwar Arts Reconstruction*, in: Wolfgang U. Friedrich (Hrsg.): *Germany and America. Essays in Honor of Gerald R. Kleinfeld*, New York 2001, S. 99–122.

Ihre Untersuchung ist somit erhellend für die Geschichte „kommunaler Kulturpolitik und bürgerlichen Engagements ‚im Kleinen““ (S. 14).

Der Band entstand aus einer Forschungsübung an der Universität Münster; Autoren sind bis auf einen einführenden Beitrag der Herausgeber Studierende und Absolventen der Geschichte und Kunstgeschichte. Der zeitliche Fokus liegt vor allem auf den 1960er- und 1970er-Jahren. In ihrem einleitenden Beitrag nennen Kraus und Lorke vier Themenkomplexe, die in den Aufsätzen des Bandes vertieft werden: (1) das Selbstverständnis sowie die Ausstellungspraxis der Vereine, (2) ihre Einbettung in „übergreifende [...] politisch-gesellschaftliche [...] Entwicklungen“ (S. 11), (3) das Aufzeigen lokaler Spezifika (S. 12) sowie (4) das Verhältnis von Kunstmetropolen und „mutmaßlich ‚Provinzielle[m]““ (S. 13). Die einzelnen Beiträge beschäftigen sich meist schwerpunktmäßig mit einem dieser sich freilich überlappenden Themen.

In Bezug auf die Ausstellungspraxis standen alle untersuchten Kunstvereine im Spannungsfeld zwischen dem Zeigen älterer und jüngerer zeitgenössischer Kunst. In mehreren Vereinen fand diesbezüglich ein Wandel statt: So wollte der Kunstverein Bochum zunächst Kunst der Klassischen Moderne und der Gegenwart in gleichem Umfang ausstellen, fokussierte sich aber ab Mitte der 1960er-Jahre auf Letztere (S. 130). Die erste Ausstellung des Kunstvereins Unna zeigte Werke bereits etablierter Künstler von 1948 bis 1968 (S. 218f.). Wenige Jahre später war der Verein überregional bekannt für „neue, offene, zuweilen auch gesellschaftskritische Programme“ (S. 227). Alle sechs Vereine stellten ab den 1960er-Jahren in erster Linie zeitgenössische Kunst aus und wurden zu „Begegnungsstätten“ (S. 8) – ein spannender Befund für die untersuchten Neugründungen, der sich allerdings nicht für alle westdeutschen Kunstvereine verallgemeinern lässt.

Die gesamtgesellschaftlichen Umbrüche der 1960er- und 1970er-Jahre beeinflussten auch die Entwicklung der Kunstvereine. Nur wenige Beiträge thematisieren explizit übergeordnete gesellschaftliche Entwicklungen: *Sabeth Medea Lücke* zeigt etwa auf, wie im Kontext zeitgenössischer Demokratisierungsbestrebungen der 68er-Bewegung auf der Jahreshauptversammlung des Kunstvereins Unna im November 1969 kontrovers über „die Zugänglichmachung von Kunst und Partizipationsmöglichkeiten innerhalb des Vereins“ diskutiert wurde (S. 223). *Jolanda Saal* stellt die Bedeutung der Kohlekrise und des Zechensterbens im Ruhrgebiet seit Ende der 1950er-Jahre für den Kreis Gelsenkirchener Kunstfreunde heraus. Die Stadt war infolgedessen zum Sparen gezwungen und unterstützte den Verein zu Beginn finanziell kaum (S. 147f., 155).

Lokale Spezifika arbeiten alle Beitragenden detailliert heraus, bisweilen etwas ausufernd mit langen direkten Quellenziten. In Wolfsburg gab es enge personelle Verflechtungen zwischen Kunstverein und lokaler Politik. Kommunalpolitiker waren Gründungs- und Vorstandsmitglieder. Diese Doppelrolle führte zu Interessenskonflikten und versuchter Einflussnahme der Stadtverwaltung auf das Ausstellungsprogramm (S. 84–88). Auf der anderen Seite wurde der Verein, anders als in anderen Städten, finanziell von Beginn an großzügig von der Stadt unterstützt (S. 75). Ähnlich wie Volkswagen in Wolfsburg betrieb auch die Bayer AG in Leverkusen als Hauptsteuerzahler eine eigene Kulturpolitik (S. 22). Durch die Gründung der Galerie am Werk der Bayer AG 1980 kam es zu Kompetenzüberschneidungen mit dem Kunstverein, die 1987 in die Fusion beider Institutionen mündeten (S. 49f.).

Anders als im nahen Köln und Düsseldorf, deren bereits im 19. Jahrhundert entstandene Kunstvereine sich Ende der 1940er-Jahre wiedergegründet hatten, lag in den untersuchten Groß- und Mittelstädten

„die Präsenz von Kunstinstitutionen nicht unmittelbar auf der Hand“ (S. 10). In allen sechs Vereinen spielte die Positionierung zum Geschehen in den Kunstmetropolen eine Rolle. Durch sie gerieten, wie *Yasmin Dagili* für Leverkusen darlegt, die Städte und ihre Vereine kunstpolitisch „unter Zugzwang“ (S. 22). Die Vereine bewegten sich in dem Spannungsfeld, einerseits regionale Kunstschaaffende zu fördern und andererseits Anschluss an überregionale Kunstströmungen zu erlangen. Dabei konnte sich der Umstand, nicht auf lange Traditionen zurückblicken zu können, als Vorteil erweisen. So zeigte sich die Stadt Gelsenkirchen „[t]rotzdem – oder gerade deswegen – [...] bereit zur Förderung der zeitgenössischen, modernen Kunstszene“ (S. 149). Der Kunstverein Unna sah sich nicht als Verein in der Provinz, sondern hatte den Anspruch, „am Puls der nationalen und internationalen Kunstentwicklungen zu sein“. Er präsentierte in den ersten Jahren neben regionalen auch international bekannte Kunstschaaffende (S. 201). Der Leverkusener Kunstverein hingegen zeigte vor allem lokale Künstler und forcierte den Anschein des Provinziellen sogar selbst (S. 41).

Alle Beiträge arbeiten eng an Quellen, insbesondere aus den jeweiligen Stadtarchiven (S. 16) und mithilfe eines „akteurszentrierten Zugriffs“ (S. 10), was sie zu sehr anschaulichen Lokalstudien über Kunstvereine sowie zur jeweiligen Kulturpolitik macht. Sie verdeutlichen, wie stark regionale Gegebenheiten unterschiedliche Ausrichtungen der teilweise nur wenige Dutzend Kilometer voneinander entfernt liegenden Vereine bedingten. Auch wenn viele Artikel bei einzelnen Aspekten auf andere Aufsätze des Bandes verweisen, hätte der postulierte „komparative Zugriff“ (S. 15) noch stärker hervorgehoben werden können – etwa durch eine Anordnung der Texte entlang von Themenkomplexen anstatt nach Städten. Dies hätte auch dazu beitragen können, einzelne

Befunde besser einzuordnen, zum Beispiel in Bezug auf Mitgliedszahlen (S. 58, 246).

Bedenkt man, dass die Autoren größtenteils Studierende sind, beeindruckt die hohe Qualität und Abstraktionsebene der Texte. Der Band wirft als erster umfassender geschichtswissenschaftlicher Beitrag über Kunstvereine nach 1945 facettenreiche Schlaglichter auf das Thema und zugleich auf Entwicklungen und Herausforderungen kommunaler Kulturpolitik in der Bundesrepublik.

*Theresa Angenlahr*

**Carl Schmitt – Dietrich Braun: Erst Leviathan ist der Ausdruck vollendeter Reformation. Briefwechsel 1963–1966.** Hrsg. v. Martin Braun, Matthias Eichhorn und Reinhard Mehring. Matthes & Seitz, Berlin 2022, 175 S.

Als Schüler von Karl Barth vertrat Dietrich Braun die Systematische Theologie in Berlin, zunächst an der Pädagogischen Hochschule in Lankwitz, dann seit den achtziger Jahren an der Freien Universität. In seiner Dissertation hatte er sich mit dem Leviathan des Thomas Hobbes beschäftigt. Dies weckte das Interesse des bis heute umstrittenen ehemaligen Verfassungsjuristen Carl Schmitt. Über die im Buch Hiob Kap. 40/41 geschilderten Ungeheuer Leviathan und Behemoth entspannt sich ein reger Briefwechsel, der durch die Klarheit der Positionen, aber auch durch den Umgangston besticht. Er zeigt, dass selbst gegensätzliche Ansichten den Austausch der Meinungen nicht belasten, wenn Gegenpositionen ernst genommen und durchdacht werden.

Braun wollte sich durch die Auseinandersetzung mit Hobbes „über die Gründe von Recht und Pflicht zum Widerstand gegenüber einer ihre Bestimmung verkennenden Staatsgewalt“ Klarheit verschaffen. Er sah im Leviathan das „wahrhaft klassische Modell des ersten totalen Staates der neueren

Geschichte“. Schmitt war überzeugt, dass die moderne politische Staatsphilosophie mit Hobbes einsetzte und mit ihm persönlich endete. Er hatte seine um Hobbes kreisenden Gedanken 1938 in zwei Vorträgen zusammengefasst und deutete den „Großen Leviathan“ nicht nur als „homo magnus“, sondern als „civitas“ und „res publica“, als ein künstliches Wesen, gleichsam als Staats-Automaten, der durch einen Vertrag entsteht und zur Maschine wird. Die Vertragschließenden verschmelzen in einer Person, einem „sterblichen Gott“, der „durch den Schrecken seiner Macht alle zum Frieden zwingt“. Überhöht als „Gott, Mensch, Tier, Maschine“ gilt der Leviathan als „Lenker“ und „Rektor“, mit dem keine Macht auf Erden verglichen werden kann und der durch Schrecken, Strafen und Belohnung „auf den Menschen einwirkt“, dessen Verhalten beeinflusst, es steuert und prägt. Das Zusammenleben im Staat soll die Angst des Menschen vor seinen Mitmenschen beseitigen, also Sicherheit, Ruhe, Ordnung (S. 47) verkörpern, weil nun nicht mehr wie im Naturzustand jeder des andern Feind ist. Als irdischer Staat ist er allerdings vergänglich, „sterblich“. Er bleibt von der „politischen Tat des Menschen“ abhängig und führt so – nach Schmitt – einen zeitgeschichtlichen Kampf gegen die politische Theologie.

Braun hatte hingegen betont, dass Hobbes nicht traditionslos argumentierte, sondern sich auf die Bibel berief, um die „stärkste irdische Macht“ zu kennzeichnen. Es geht ihm um die Beschreibung der Staatsmaschine und um die Menschen, die einen Staat begründen, in dem ein Machthaber herrscht. Ein Staat, der sich auf Gott beruft, muss verhindern, dass sich andere auf Gott berufen. Der konfessionelle Bürgerkrieg wird entschärft, indem der Staat zum Verteidiger des irdischen Friedens wird, weil er den Anspruch erhebt, Regeln für den Glaubensvollzug als Gebot der Vernunft, gleichsam „im Dienst der Sicherung des diesseitigen

physischen Daseins“ kraft seiner „auctoritas veritas“ durchzusetzen.

Umstritten bleibt die Begründung eines Widerstandsrechts. Für Schmitt ist ein Widerstandsrecht, das mit dem staatlichen Recht gleichwertig ist, widersinnig. Er identifiziert allerdings eine argumentative Lücke in der Begründung der Allmacht durch die Gedanken- und Gewissensfreiheit, die in seinen Augen den „Todeskeim“ des modernen Staates darstellt. Braun wendet sich gegen das Hobbes zugeschriebene Schreckensbild des totalen Staates und des „Totalismus“. Schmitt rechtfertigt Hobbes' Staatsbild und wendet sich gegen den Pluralismus und die indirekte Gewaltausübung von Parteien, Gewerkschaften und Sozialverbänden, also gegen Einflüsse der Gesellschaft, die den „Leviathan vor ihre Fahrzeuge gespannt“ hätten, weil sie sich auf Freiheitsrechte beriefen. Pluralismus bedeutet für Schmitt Staatszerstörung durch Organisationen einer individuellen Freiheit, die angeblich „antiindividualistischen Mächten“ ermöglichten, den Leviathan zu „zerschneiden“.

Die Initiative zum Briefwechsel ging von Schmitt aus, der auf Brauns Buch hingewiesen worden war. Braun antwortete wenig später, betonte seine theologisch begründete Interpretation, ohne sich anzubiedern. Er hebt die „politische Hermeneutik des Hobbes“ hervor und thematisiert den „Doppelsinn“ des Philosophen, der sich ihm mit „höchstem Scharfsinn“ aus dem Text erschließe, auf den er sich konzentriert habe. Bewusst habe er auf die intensive Lektüre von Schmitts Texten verzichtet. Er beruft sich sogar auf „intellektuelle Notwehr“ (S. 60), habe er doch befürchtet, „nicht mehr zu einem eigenen Urteil zu gelangen“. Schließlich erklärt er, „ein Denker vom Format eines Hobbes [hätte] unmöglich die Position seiner Gegner nicht mitzudenken“ vermocht. Braun erteilt Schmitt, der immer um seine Selbstrechtfertigung bemüht war, eine Lehre, wenn er betont, Hobbes habe sich seinen Gegnern geradezu

ausgesetzt, „um sie vernichtend entschärfen zu können“.

Wie reagierte Schmitt? Er antwortete erstaunlich defensiv, erklärte nun, auf den zweiten Teil der Dissertation warten zu wollen. Braun sieht im Leviathan die theoretische Begründung des Gegenentwurfs zur römisch-katholischen Kirche und gelangt so zu der Schmitt beeindruckenden Formulierung: „Erst Leviathan ist der Ausdruck vollendeter Reformation“ (S. 55). Er lehnt eine „staatliche Schriftauslegung“ ab und bekennt sich zur staatsfreien Auslegung des Evangeliums, weil er aufgrund der Schrift „offenbar sofort mitverantwortlich [...] für den Bestand und die Erfüllung der Ordnungsfunktionen des Staates“ sei (S. 64). Im Gegensatz zu Schmitt wird seine Interpretation durch Erfahrungen des Kirchenkampfes beeinflusst. Deshalb widerspricht er Schmitt, indem er betont: „Bindung des Gewissen“ bedeute „Bindung [...] durch das Wort der Heiligen Schrift“. Deshalb könne er den Text nicht anders sehen als ein „großes, indirektes Christuszeugnis, dem in Selbstgerechtigkeit oder Unbußfertigkeit zu begegnen Torheit ebenso wie Blindheit war“.

Braun lässt sich nicht von Schmitt vereinnahmen. Er wahrt Eigenständigkeit des Urteils und erklärt den Gegensatz zwischen ihm und Schmitt aus dem Unterschied zwischen theologischen und phänomenologischen Argumenten. Er wendet ein: „Sie bescheinigen dem Leviathan Niedergang, Fehlschlag und Scheitern, ich dagegen Aufstieg und beginnenden Triumph“, schreibt er und erhebt den Anspruch auf das angemessene Argument: „Wie Sie sehen, habe ich gelernt, schärfer zu differenzieren“ (S. 63). Er rührt mit dieser Bemerkung an die Alternative von Naturrecht und Rechtspositivismus. Schmitt betont die Instrumentalisierung des Naturrechts. Sie könne „dazu dienen [...], ebenso wandelbare wie handfeste Interessen zu decken“. Über derartige Plakatierungen ist Braun hinaus.



Resonanzlos bleiben die Briefe nicht. Sie finden einen Niederschlag in einer Besprechung Schmitts zu neuerer Hobbes-Literatur, die 1965 unter dem Titel „Die vollendete Reformation“ erschien. Dieser Briefwechsel war möglich, weil Braun Schmitts Äußerungen nur als „Beweis für das Legitime in der Leidenschaft allen Denkens“ akzeptierte, aber nicht übernahm. Nicht der Austausch schien Schmitt „menschlich gekränkt und beleidigt“ zu haben, sondern das Schweigen der Öffentlichkeit, die ihn und seine Bedeutung verkannt habe. In einem persönlichen Gespräch, bei dem sie sich respektvoll begegneten, lösten sie ihre Widersprüche nicht. Dennoch gelang der Austausch, weil Braun in der Lage war, die Position seines „Gegners stets mit [zu] bedenken, um ihm notfalls zu helfen, dass er das Gesicht wahren“ konnte. Vielleicht war es für Schmitt sogar tröstlich zu hören, dass „letzte Urteile nicht in unsere Hände gegeben seien“.

*Peter Steinbach*

**Nikita Vasil'evič Petrov: Vremja Andropova.** Rosspën, Moskau 2023, 768 S.

Nach den Skizzen über Iwan Serow und Nikolai Jeshow legt *Nikita Petrov* eine Abhandlung über Juri Andropow vor. Im Unterschied zu anderen Autoren, die sich einzelnen Lebensabschnitten des KGB-Vorsitzenden (Mai 1967 bis Mai 1982) bzw. des Generalsekretärs der KPdSU (November 1982 bis Februar 1984) zuwandten, zeichnet er in vier Kapiteln dessen gesamten Lebensweg nach: Jugendjahre und Funktionen im Komsomol (S. 16–165); Vom Mitarbeiter zum Sekretär des ZK (S. 166–265); Vorsitzender des KGB (S. 266–535); Rückkehr in den Parteiapparat (S. 536–723).

Andropow hielt sich bedeckt, wenn es um seine Eltern ging. Im Zenit seiner Macht angekommen, unternahm er nichts, die Erinnerung an sie wachzuhalten. Die seemännische

Ausbildung nutzte er, um die Kontakte zur Familie endgültig zu kappen. Aus gesundheitlichen Gründen vom Armeedienst freigestellt, widmete er sich von 1936 an seiner Karriere im Komsomol. Petrov schildert ihn als Scharfmacher, dessen rüder Umgangston die Verhaltensweisen in den Jahren des Großen Terrors vorwegnahm. Die Repressalien ermöglichten ihm den Aufstieg auf der Karriereleiter. Als Vorsitzender der Bezirksleitung des Komsomol stellte er 1939 den Antrag auf Aufnahme in die KPdSU(B), dem umgehend stattgegeben wurde.

1940 war er als Komsomolsekretär in der aus der Autonomen Karelo-Finnischen Sowjetrepublik hervorgegangenen eigenständigen Sowjetrepublik tätig. Nach Kriegsbeginn war er im Hinterland unterwegs, der Fronteinsatz blieb ihm versagt. Nach der Befreiung der von finnischen Truppen besetzten Gebiete durch die Rote Armee blieb er in Karelien, rückte 1947 zum zweiten Sekretär des ZK in der Republik auf und überstand die in den 1950er-Jahren erfolgte „Säuberung“ der Partei- und Staatsführung.

Endlich in Moskau angekommen, arbeitete er als Inspekteur des ZK für die Nordwestregion. Stalins Tod unterbrach Andropows Karriere, er wurde ins Außenministerium „abgeschoben“ und als Botschafter nach Budapest geschickt. Seine neuen Chefs waren von nun an Außenminister Molotow und der im ZK für internationale Verbindungen zuständige Michail Suslow. Woran Andropow sowie der damals ebenfalls in Budapest tätige (spätere KGB-Vorsitzende) Wladimir Krjutschkow festhielten, war die Warnung vor zunehmenden reformistischen Tendenzen unter der Bevölkerung und die Forderung nach dem Einsatz sowjetischer Truppen zur Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes.

Andropows in Budapest gesammelte Erfahrungen waren ihm an seinem neuen Arbeitsplatz im ZK der KPdSU, in der für das sozialistische Lager zuständigen Abteilung,



später von Nutzen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen der KPdSU und den „Bruderparteien“ nahmen ständig zu. Der Sturz seines Ziehvaters Nikita Chruschtschow blieb für den als Sekretär des ZK gewählten Funktionär zunächst folgenlos.

Nachdem er den ausländischen Parteiführern die vor sich gegangene Palastrevolution zur Zufriedenheit seines Chefs „erklärt“ hatte, wurde ihm auf Leonid Breschnews „Vorschlag“ hin 1967 die Leitung des KGB übertragen. In der Funktion der „Augen und Ohren“ Breschnews hatte er sich bewährt, er unterstützte die vom Generalsekretär eingeleitete Aufwertung Stalins und lehnte die während des „Prager Frühlings“ befürworteten Reformen ab.

Der Kampf gegen die „ideologische Diversion“ gehörte zu den Aufgaben der 5. Verwaltung, einer 1976 eingerichteten Struktureinheit des KGB, dessen Leitung Andropow 15 Jahre lang innehatte. Breschnews über KGB-Emissäre vermittelte Direktbeziehungen zu Politikern in der Bundesrepublik stehen im Mittelpunkt des Kapitels „Der geheime Kanal“. Nach kurzer Unterbrechung (wegen der Enttarnung des Kanzlerspions Günter Guillaume) wurden sie wieder aufgenommen. Vergleichbare, von Andropow in Richtung USA und Israel auf den Weg gebrachte Kontaktversuche scheiterten. Andropow, seit 1973 Mitglied des Politbüros, war es auch, der den Vorschlag unterbreitete, Solschenizyn nach Schweden ausreisen zu lassen. Doch der Schriftsteller, dessen kritische Äußerungen über Stalin und den Gulag dem Führungszirkel um Breschnew ein Dorn im Auge waren, wollte nicht emigrieren. Im Unterschied zu Susanne Schattenberg, die in ihrer Breschnew-Biografie Andropow als treibende Kraft beschreibt, hebt Petrov die von Breschnew artikulierten Interessen hervor. Über den oben genannten „Kanal“ wurden Egon Bahr und Willy Brandt konsultiert, worauf der Bundeskanzler 1974 erklärte, dem ausgebürgerten Solschenizyn Asyl in

der BRD zu gewähren. Andropows vom Wunsch auf Rückkehr in den Parteiapparat getragenes Angebot von 1976, zurückzutreten, schlug Breschnew zunächst aus. Erst 1982, Andropow war seit 15 Jahren Chef des KGB, kam er darauf zurück.

Andropow gehörte im März 1979 zu jenen, die einen Einmarsch in Afghanistan ablehnten, doch bereits im Dezember hatte er seine Meinung geändert und Egon Bahr über den bevorstehenden Einmarsch informiert. Aus Kabul, wo er den Regierungswechsel überwachen sollte, kehrte er krank nach Moskau zurück. Die nächste politische Krise ließ nicht lange auf sich warten. Der Streik der polnischen Werftarbeiter erfasste sehr schnell das ganze Nachbarland. Eine im ZK eingerichtete Kommission für polnische Fragen beschloss einen Aktionsplan, der die Drohung des Einmarsches enthielt. Jaruzelskis Behauptung, durch die Ausrufung des Kriegsrechts den Einmarsch verhindert zu haben, sei – so Petrov – nicht belegbar.

Neben den außenpolitischen Schwierigkeiten kam es in der UdSSR zunehmend zu innenpolitischen Problemen. Sie sind im Brief des ZK der KPdSU vom 23. Oktober 1981 „Über die Verstärkung des Kampfes gegen Diebstahl von sozialistischem Eigentum, Bestechung und Spekulantentum“ aufgeführt. Eine öffentliche Diskussion der darin angesprochenen Krisen erfolgte nicht, die systemischen Ursachen wurden nicht benannt, die „negativen Erscheinungen“ auf Einflüsse des Westens zurückgeführt.

Als Breschnew 1982 starb, trat Andropow, der im Mai die Leitung des KGB abgegeben hatte, an dessen Stelle. Andropow hatte nicht vor, grundlegende innenpolitische Reformen auf den Weg zu bringen. Im ZK wurde auf seinen Vorschlag hin eine Abteilung für Wirtschaftspolitik geschaffen. Ordnung und Disziplin sollten mit allen Mitteln durchgesetzt werden. In die Außenpolitik kam Bewegung. Der neue Führungs-

stil wurde im Westen mit Interesse wahrgenommen.

Man müsse, so Andropows Forderung, zuerst die Versorgung der Bevölkerung absichern. Wenn es genug zu essen gebe, wäre den Dissidenten der Boden entzogen, war Andropows Überzeugung. Die Intellektuellen reagierten ernüchert, denn ihre Hoffnungen auf Veränderungen hatten sich nicht erfüllt. Andropow war kein Reformier, wie andere Biografen behaupten. Er war, so Petrov, ein ideologisch gestählter, an seinen kommunistischen Überzeugungen und an den von seinen Vorgängern gepflegten politischen Ritualen festhaltender Apparatschik.

In der Außenpolitik – es ging um die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Mitteleuropa – behielt Andropow den harten Kurs gegenüber dem Westen bei. Petrov belegt dessen Beharren auf Abschreckung und Ultimaten im Rahmen seiner Auswertung der Korrespondenz Andropows mit Helmut Kohl und Ronald Reagan.

In der Öffentlichkeit zeigte sich Andropow in den letzten Monaten seiner Amtszeit nicht mehr. Dass er, inzwischen totkrank, Michail Gorbatschow als seinen Nachfolger vorschlug, gehört, so Petrov, ebenfalls ins Reich der Legenden. Die Nachfolge des am 14. Februar 1984 Verstorbenen trat Tschernenko an.

*Wladislaw Hedeler*

**Judith M. Hughes: *The Perversion of Holocaust Memory. Writing and Rewriting the Past after 1989.*** Bloomsbury Publishing, London u. a. 2022, XI, 142 S.

Eines der grundlegenden Merkmale von Erinnerungen an die Vergangenheit ist ihre Eigenart, sich als Reaktion auf politische, soziale und kulturelle Ereignisse ständig zu verändern. Solche Veränderungen sind in der Erinnerung an den Holocaust in verschiedenen Ländern unter unter-

schiedlichen Regierungen gut zu beobachten. Die amerikanische Historikerin und Psychoanalytikerin *Judith M. Hughes* widmet sich dem Wandel staatlicher Narrative über die Opfer des Holocaust in mehreren west- und osteuropäischen Ländern seit 1989. Als Ausgangspunkt für die Analyse wählt die Autorin das Jahr 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer (S. 1) und im weiteren Sinne das formale Ende des Kalten Krieges. Der Titel des Buches „*The Perversion of Holocaust Memory*“ fordert dazu auf, die Ursachen der „Verzerrung“ zu verstehen und eine mögliche, bessere Variante der Entwicklung der Erinnerungspolitik vorzuschlagen. Aber wurden diese Absichten verwirklicht?

Hughes' Buch richtet sich an ein breites Publikum. Es besteht aus fünf kurzen Kapiteln mit jeweils bis zu 20 Seiten Länge. Innerhalb der Kapitel illustrieren mehrere thematische Erzählungen die Darstellung der Autorin. Die umfangreiche Bibliografie (S. 128–141) soll die Leserinnen und Leser bei der weiteren Recherche unterstützen.

Unter dem Begriff „Verzerrung“ analysiert Hughes das Beispiel von vier Ländern (Deutschland, Frankreich, Ungarn und Polen), deren Gemeinschaften sowohl als Täter als auch als Opfer des Zweiten Weltkrieges wahrgenommen werden können. Es ist ihr Ziel, die komplexen Vergangenheiten dieser Länder zu untersuchen und den Platz der Holocaust-Erinnerung in der offiziellen Erinnerungspolitik zu bestimmen (S. 3). Gegenstand sind hierbei die verschiedenen Konzepte von Opferschaft (Opfer der UdSSR und Nazi-Deutschlands in Polen und Ungarn, Opfer der Alliierten durch die Luftangriffe auf deutsche Städte) und Täterschaft (Täter Nazi-Deutschlands, Ungarns und der Vichy-Regierung in Frankreich bis zur Kollaboration polnischer Bürgerinnen und Bürger bei der Ermordung von Jüdinnen und Juden) sowie ihre Ausprägung auf staatlicher Ebene, in der Wissenschaft und in der

populären Kultur. Durch die Identifizierung lokaler Kontexte der Vergangenheitsbewältigung unter sich verändernden politischen Verhältnissen versucht Hughes, die Merkmale der Holocaust-Erinnerung zu bestimmen. Dabei untermauert sie ihre Analyse allerdings nicht mit wissenschaftlichen Theorien und Konzepten von Trauma, Schuld oder Verantwortung. Zudem fehlt eine Definition häufig verwendeter Begriffe wie „Opfer“ und „Täter“.

Für ihre Recherche greift Hughes auf eine Vielzahl von Quellen zurück, unter anderem auf die Prozesse gegen NS-Verbrecher in Frankreich, darunter gegen Maurice Papon, einen ehemaligen Vichy-Beamten, der in der Nachkriegszeit eine erfolgreiche Karriere als Politiker bestritt (Kapitel 1). Die historischen Ausstellungen und Studien, die den Begriff „Vernichtungskrieg“ Mitte der 1990er-Jahre in Deutschland prägten, deren öffentliche Rezeption und die durch das präsentierte Bildmaterial ausgelösten Debatten bilden die Quellen für Kapitel 2. Im dritten Teil konzentriert sie sich auf den Bau des Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin Anfang der 2000er-Jahre und die historische Debatte über die Verantwortung der Deutschen („normale Männer“ versus „normale Deutsche“) für die nationalsozialistischen Verbrechen. Zeitgeschichtliche Debatten in der Bundesrepublik Deutschland wie der „Historikerstreit“ Ende der 1980er-Jahre über die Singularität des Holocaust im Kontext der Opfer des Stalinismus und des Nationalsozialismus werden in Kapitel 4 untersucht.

Der folgende Abschnitt basiert auf ausführlichen Zitaten aus den Reden des ungarischen Premierministers Viktor Orbán in den 2010er-Jahren über die Bildung des Nationalstaats in Ungarn und einer Kritik der wissenschaftlichen Studie „Neighbors: The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland“ (2002) des Historikers Jan Gross über die Beteiligung von Polin-

nen und Polen an der Ermordung der heimischen Jüdinnen und Juden im Zweiten Weltkrieg.

Strukturell sind die einzelnen Buchkapitel eine Kombination aus Zitaten und Nacherzählungen historischer Fakten oder bedeutender wissenschaftlicher Forschungen, die sich gegenseitig bestätigen, teilweise aber auch in offensichtlichem Konflikt zueinander stehen. Der Mangel an persönlichen Schlussfolgerungen und Überlegungen zielt wohl darauf ab, Subjektivität bei der Beschreibung allgemein bekannter Fakten zu vermeiden. Der Wert des Buches liegt daher vor allem in der Fähigkeit der Autorin, Zitate und Nacherzählungen zu einem in sich geschlossenen Text zu verbinden.

Die Auswahl der Zitate und Fakten ist allerdings bereits Teil einer subjektiven Darstellung. So greift Hughes in einem Kapitel über die konkurrierende Erinnerung an die Opfer zweier Diktaturen auf Timothy Snyders bekanntes Buch „Bloodlands: Europe between Hitler and Stalin“ von 2010 zurück, um die Verbrechen des Stalinismus an der lokalen Bevölkerung während der Hungersnot (Holodomor) in der Ukraine hervorzuheben (S. 72–75). Der Holodomor wurde ein fester Bestandteil des politischen Narrativs in der Ukraine. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass Millionen Menschen in Südrussland Opfer derselben sowjetischen Politik wurden. Die russischen Regierungen weigerten sich aber, die Verbrechen des Stalinismus zu verurteilen, sodass sie nicht Teil der staatlichen Erinnerung wurden. Ein anderes Beispiel: Während die Autorin die Deportation der Polen in die UdSSR Ende der 1930er-Jahre thematisiert (S. 75–78), ignoriert sie die stalinistischen Deportationen der Völker des Kaukasus, der Deutschen und der Krimtataren während des Zweiten Weltkrieges. Diese Deportationswelle kostete Millionen Menschen das Leben, wurde jedoch ebenso kein Teil des staatlichen Narrativs.

Lässt sich aufgrund der selektiven Forschung oder der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit bestimmter Themen im politischen Raum von Opferkonkurrenz sprechen? Was bringt uns ein Vergleich verschiedener Verbrechenkomplexe? Interessanterweise versucht Hughes in Bezug auf die Opfer der beiden großen Diktaturen des 20. Jahrhunderts zu zeigen, dass die Erinnerung an die Opfer des Holocaust durch den Vergleich verschiedener Opfergruppen eher geschwächt wird.

Durch das Erstarken von Nationalstaaten im Kontext der Globalisierung des 21. Jahrhunderts und unter dem Einfluss von Migrationsprozessen bestehe die Gefahr, erneut in den Abgrund des Nationalsozialismus zu stürzen. Diese wichtigen Herausforderungen der Erinnerungspolitik im heutigen Europa stehen im Mittelpunkt des Bandes. Die Frage, ob es Lösungen gibt, beantwortet die Autorin nicht.

*Irina Rebrova*